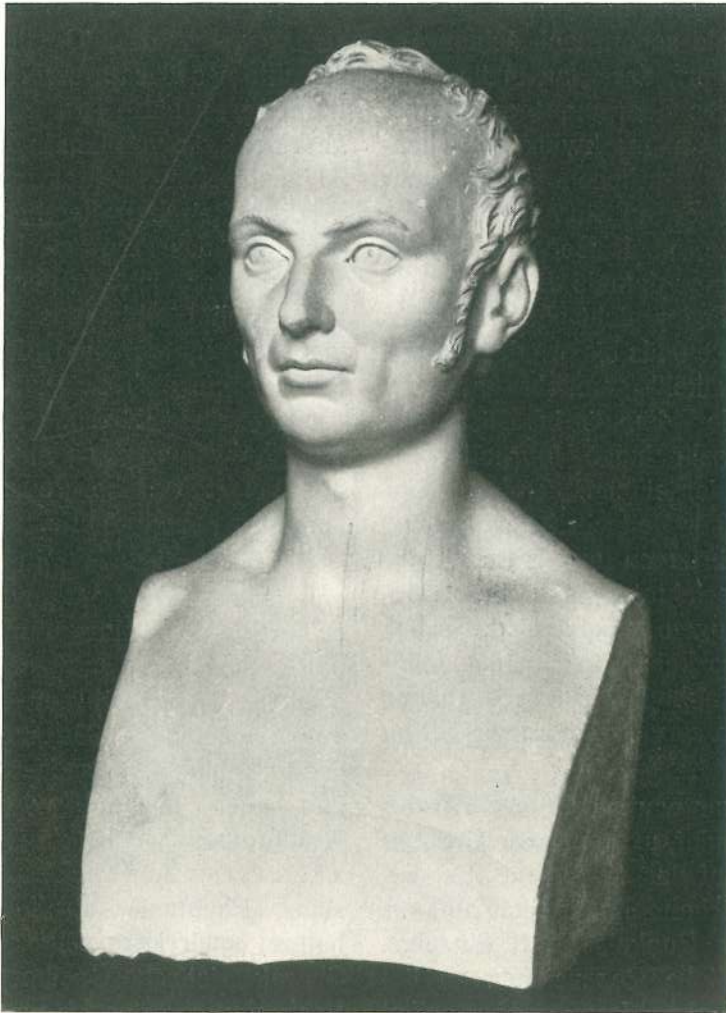




DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES« E. V.
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
V. JAHRGANG HEFT NR. 9



Christian Dietrich Grabbe

Zu seinem 100. Todestag am 12. September 1936

Posthume Büste von Ernst von Bandel in der Lippischen Landesbibliothek zu Detmold

Dr. Alfred Bergmann, Weimar:

Zur Entstehung von Grabbes Abhandlung über das „Theater zu Düsseldorf mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne“

Als Grabbes Schaffenslust, fern der lähmenden Misere seiner ehelichen Gemeinschaft und der Plackerei eines ungeliebten Amtes, unter der Obsorge des hilfreichen Immermann noch einmal erwachte, da tauchte, sehr bald schon nach seiner Ankunft in Düsseldorf, der Plan in ihm auf, über das unter des Oberlandesgerichtsrats Leitung stehende „so merkwürdige“ Theater etwas zu veröffentlichen. Ende Januar bereits schreibt er an Immermann von seinem Vorsatze, nach Beendigung des „Hannibal“, dem er damals die endgültige Form gab, die Feder nicht eher zu etwas anderm anzusetzen, als bis er „den Runkel zur Theater-Kunkel“ gemacht habe. Es war nämlich der damals in Düsseldorf lebende, noch sehr junge Journalist Dr. Martin Runkel der einzige namhafte Kritiker, der in seiner Zeitschrift „Hermann“ über die Aufführungen am Düsseldorfer Stadttheater berichtete, und diese Besprechungen trugen erheblich dazu bei, den von Dankbarkeit gegen seinen Gönner erfüllten Grabbe in seinem Vorhaben zu bestärken, da er von ihnen sehr gering dachte.

Am 12. Februar war die Reinschrift des „Hannibal“ beendet, und nun war Grabbes Streben ganz auf das eine, neue Ziel gesammelt. Dabei handelte es sich anfangs nur darum, für Runkels Blatt einzelne, wirklich förderliche Rezensionen zu liefern. Als sich aber Immermann selbst durch eine „dumme Runkelsche Beurteilung“ seines Instituts gereizt fühlte, da

scheint er die Anregung dazu gegeben zu haben, zu gleicher Zeit einem größeren Leserkreise die Bedeutung seiner Schöpfung in einer selbständigen Abhandlung darzustellen. Schon war Grabbe dabei, sich an Hand der Quellen mit der Geschichte des Theaters vertraut zu machen. Immermann hatte ihm mehrere Volumina geschickt, die von ihm in den Jahren 1832-33 gestifteten Theatervereine und deren Wirksamkeit betreffend, ohne deren Geschichte das daraus hervorgegangene Stadttheater nicht zu verstehen sei. Dazu erbat sich Grabbe das von Immermann geführte Journal und die Theaterzettel und machte sich bei der Lektüre fleißig Auszüge und Notizen. Am Mittag des 27. Februar war er mit allem fertig und hatte nun den Stoff erobert, aus dem er die Abhandlung bauen konnte.

Er war in seinen guten Zeiten immer ein rascher Arbeiter gewesen; so konnte er bereits am 6. März Immermann melden, daß er das Werk nur noch zu mundieren brauche. Dabei will er den „Hermann“ vom Dezember 1834 und Januar 1835 noch einmal überlesen. Jedoch ergings ihm auch diesmal wie früher; beim Abschreiben wuchs ihm der Stoff. Von jeher war es dem Dichter schwer gefallen, seine Phantasie straff am Zügel zu halten; auch jetzt zeigt sich wieder das Charakteristische seiner Arbeitsweise. Noch einmal wünscht er, in der Theaterabhandlung immer tiefer vorrückend, auf einen Tag Immermanns Diarium sowie

auch die Runkelschen „Hermannaden“ zu entleihen. Es sei kaum zu glauben, so bemerkt er dabei, „wie viele gute Einfälle und wie manchen Witz man aus solchen Dummheiten ziehen“ könne, und in einem am folgenden Tage, dem 17. März, geschriebenen Briefe heißt es: „Die Abhandlung geht immer vorwärts und springt noch während des Abschreibens beiseit, wie Ajax, wenn er sich tapfer aus dem Feindesheer zurückzieht und hier und da noch diesen und den abrupft.“ Schon war eine zweite Kopie notwendig geworden, deren Anfang er zur Probe seinem Briefe vom 14. März hatte beilegen können. Von vornherein aber rechnete er damit, daß auch diese Abschrift nicht die letzte sein werde. Vielmehr war er auf Bemerkungen von Seiten Immermanns gefaßt, wenn dieser erst das Ganze gelesen habe, nach deren Maßgabe er dann eine dritte Kopie ausfertigen oder bessern wollte. Es drängte ihn, mit der Abschrift fertig zu werden; seine Feder flog dabei „so lustig, als wäre sie von einem schnelleren Vogel als einer Gans“. Drei Tage, nachdem dies geschrieben, war das Werk in der Tat beendet. Am 28. März schickte Grabbe das Manuskript ab, die Versicherung wiederholend, daß er von Immermann jede Erinnerung annehmen werde, so wie er beim „Hannibal“ getan. Bis zum letzten Augenblicke hatte Grabbe an der Niederschrift gefeilt. Er befürchtete, seine Korrekturen würden beim Lesen ein Dornenpfad sein; jedoch tröstete er sich damit, daß auf vielkorrigierte Bogen immer wieder einige weniger korrigierte kämen.

Es verhielt sich in der Tat so, daß die Arbeit vom Zustand der Druckreife noch ein gutes Stück entfernt war, daß Immermann, im Ganzen wie im Einzelnen, manches dagegen vorzubringen hatte. Am 3.

April war Grabbe im Besitze des Schreibens, in dem Immermann ihm sein Urteil und seine Wünsche mitteilte, und willfährig, wie er damals war, bekannte er: die Wirkung beweise, daß er immer nach einigen Tagen klüger werde und sein Bestes darin bestehe, möglichst Belehrung anzunehmen. Er arbeite die Abhandlung jetzt — so fährt er in diesem Briefe fort — ganz nach Immermanns Bemerkungen um. Recht sei's, daß er so viele Persönlichkeiten und Einzelheiten auslassen solle. Er hoffe, „sie durch allgemeinere, objektivere Bemerkungen zu ersetzen, so treffender, als das Theaterwesen wahrlich genug Bogensenne darbietet, um den Pfeil ins Ziel am sichersten zu jagen.“ Auch dankte er für das mitgeteilte Repertoire, das also offenbar eingehender behandelt werden sollte, und schloß mit dem Satze: „Ich werde alles benutzen mit möglichster Kraft des Frühlings 1835, und mit schnellster, denn ich bin schon im Werk.“

Wukadinović bemerkt in seiner, 1913 erschienenen Ausgabe (V, 112): in wieweit die Umarbeitung sich von dem ersten Entwurf unterscheide, sei heute schwer festzustellen. Das ist richtig. Denn jener erste Entwurf ist nicht auf uns gekommen; nur einzelne Blätter daraus haben sich erhalten. Eines hat Grisebach besessen, ein anderes bewahrt die Preußische Staatsbibliothek in Berlin. Davon wird eine Seite im Faksimilie gezeigt. Sie tragen sämtlich hier und da Korrekturen Immermanns. Schon daraus geht hervor, daß dieser an der Fassung der Theaterabhandlung, wie sie im Drucke vorliegt, einen nicht geringen Anteil hat. Im welchem Umfange aber von einer Mitarbeit Immermanns gesprochen werden muß, wie weit sich, unter dessen Einwirkung, die Umarbeitung der Fassung vom März erstreckte, das ist doch erst aus jenem Briefe Immermanns

zu erkennen, der bis jetzt unbekannt gewesen ist und der hier zum ersten Male veröffentlicht wird.

Dieser Brief hat sich lange in der berühmten Toebeschen Sammlung befunden und ist auf jener, in die Zeit der Inflation fallenden Versteigerung, die noch manchem Sammler in Erinnerung sein wird, vom Verfasser dieses Aufsatzes in heißem Kampfe erworben worden. Er umfaßt vier Seiten im größten Folio und ist sehr flüchtig geschrieben. Bei der folgenden Wiedergabe sind jedoch alle Abkürzungen aufgelöst worden. Auffallend ist, daß eine Reihe von Stellen von oben nach unten durchgestrichen sind, und zwar offenbar mit der gleichen Tinte, mit der der Text geschrieben worden ist. Jedoch hat sich der Herausgeber nicht davon überzeugen können, daß diese Stellen dadurch von Immermann hätten ungültig gemacht werden sollen, zumal dieser sonst den Streichungen bei dem Folgenden Rechnung getragen haben müßte. Ferner weist der, übrigens auch sehr fleckige Brief eine Reihe von Randbemerkungen Grabbes auf. Er hat weder Adresse noch Datum. Der terminus a quo ist der 28. März, als der Tag, an dem Grabbe sein Manuskript übersandte, der terminus ad quem der 3. April als der Tag der Bestätigung des Empfangs.

Immermann schreibt:

Hierbei sende ich Ihnen die Abhandlung zurück, deren Geist und Inhalt mir gefallen hat. Nichtsdestoweniger bin ich der Meinung, daß sie der Umarbeitung bedürfe, wenn der Zweck, den Sie doch beabsichtigen; Belehrung über das hiesige Theater, erreicht werden soll. Nach meiner Ansicht leidet der Aufsatz

1) an hin und wieder unnötiger und gegen zu Geringes gerichteter Polemik;

2) an fehlerhafter Anordnung, so daß die springenden Punkte nicht recht hervortreten.¹⁾

Letztere ist aber mit wenigen Mitteln zu verbessern.

Ihrem Gedankengange folgend, würde ich bei einer neuen Redaktion so verfahren:

1.) Einleitung bis S. 32 könnte ganz bleiben, wie sie ist. Nur würde ich ausmerzen den Ausfall auf Cornelius,²⁾ den er nicht verdient, den Nabelvergleich, und Manches, was in Zwischensätzen u. Parenthesen verstopft, nicht Luft gewinnen kann, mehr auseinander halten.³⁾

2.) S. 32 [bis] 63.⁴⁾ Hier würde ich alles tilgen, was gegen Derossi⁵⁾ spricht, ja seinen Namen nicht einmal nennen. Mir scheint folgendes die natürliche Schilderung zu seyn.

a) Es bestand hier eine gewöhnliche Privatunternehmung. Eine solche kann aber nicht zu einem Kunstziele führen, weil:

aa) sie lucriren will u. muß. Das Schauspiel bringt aber nichts ein, wenn es höheren Zwecken dienen soll. Daher alle Mittel in Bewegung gesetzt, den Haufen herbei zu ziehen.⁶⁾

¹⁾ Die Worte ‚nicht recht hervortreten‘ sind mit Blei unterstrichen.

²⁾ Peter Cornelius (1783—1867), der berühmteste deutsche Historienmaler neuerer Zeit, von 1820—1823 Direktor der Akademie in Düsseldorf.

³⁾ Der Anfang des Briefes ist bis zu dieser Stelle gestrichen.

⁴⁾ An dieser Stelle ist der Brief mit Textverlust beschädigt.

⁵⁾ Joseph Derossi war damals der Pächter und sogenannte Direktor des Düsseldorfer Stadttheaters.

⁶⁾ Mit den Worten ‚herbei zu ziehen‘ schließt die erste Seite, in deren rechte untere Ecke Grabbe das Wort ‚Neider‘ gesetzt hat.

zu erkennen, der bis jetzt unbekannt gewesen ist und der hier zum ersten Male veröffentlicht wird.

Dieser Brief hat sich lange in der berühmten Toebeschen Sammlung befunden und ist auf jener, in die Zeit der Inflation fallenden Versteigerung, die noch manchem Sammler in Erinnerung sein wird, vom Verfasser dieses Aufsatzes in heißem Kampfe erworben worden. Er umfaßt vier Seiten im größten Folio und ist sehr flüchtig geschrieben. Bei der folgenden Wiedergabe sind jedoch alle Abkürzungen aufgelöst worden. Auffallend ist, daß eine Reihe von Stellen von oben nach unten durchgestrichen sind, und zwar offenbar mit der gleichen Tinte, mit der der Text geschrieben worden ist. Jedoch hat sich der Herausgeber nicht davon überzeugen können, daß diese Stellen dadurch von Immermann hätten ungültig gemacht werden sollen, zumal dieser sonst den Streichungen bei dem Folgenden Rechnung getragen haben müßte. Ferner weist der, übrigens auch sehr fleckige Brief eine Reihe von Randbemerkungen Grabbes auf. Er hat weder Adresse noch Datum. Der terminus a quo ist der 28. März, als der Tag, an dem Grabbe sein Manuskript übersandte, der terminus ad quem der 3. April als der Tag der Bestätigung des Empfangs.

Immermann schreibt:

Hierbei sende ich Ihnen die Abhandlung zurück, deren Geist und Inhalt mir gefallen hat. Nichtsdestoweniger bin ich der Meinung, daß sie der Umarbeitung bedürfe, wenn der Zweck, den Sie doch beabsichtigen; Belehrung über das hiesige Theater, erreicht werden soll. Nach meiner Ansicht leidet der Aufsatz

1) an hin und wieder unnöthiger und gegen zu Geringes gerichteter Polemik;

2) an fehlerhafter Anordnung, so daß die springenden Punkte nicht recht hervortreten.¹⁾

Letztere ist aber mit wenigen Mitteln zu verbeßern.

Ihrem Gedankengange folgend, würde ich bei einer neuen Redaktion so verfahren:

1.) Einleitung bis S. 32 könnte ganz bleiben, wie sie ist. Nur würde ich ausmerzen den Ausfall auf Cornelius,²⁾ den er nicht verdient, den Nabelvergleich, und Manches, was in Zwischensätzen u. Parenthesen verstopft, nicht Luft gewinnen kann, mehr auseinander halten.³⁾

2.) S. 32 [bis] 63.⁴⁾ Hier würde ich alles tilgen, was gegen Derossi⁵⁾ spricht, ja seinen Namen nicht einmal nennen. Mir scheint folgendes die natürliche Schilderung zu seyn.

a) Es bestand hier eine gewöhnliche Privatunternehmung. Eine solche kann aber nicht zu einem Kunstziele führen, weil:

aa) sie lucriren will u. muß. Das Schauspiel bringt aber nichts ein, wenn es höheren Zwecken dienen soll. Daher alle Mittel in Bewegung gesetzt, den Haufen herbei zu ziehen.⁶⁾

1) Die Worte ‚nicht recht hervortreten‘ sind mit Blei unterstrichen.

2) Peter Cornelius (1783—1867), der berühmteste deutsche Historienmaler neuerer Zeit, von 1820—1823 Direktor der Akademie in Düsseldorf.

3) Der Anfang des Briefes ist bis zu dieser Stelle gestrichen.

4) An dieser Stelle ist der Brief mit Textverlust beschädigt.

5) Joseph Derossi war damals der Pächter und sogenannte Direktor des Düsseldorfer Stadttheaters.

6) Mit den Worten ‚herbei zu ziehen‘ schließt die erste Seite, in deren rechte untere Ecke Grabbe das Wort ‚Neider‘ gesetzt hat.

bb.) Das Schauspiel ist die öffentlichste KunstAngelegenheit — muß sich daher an das Oeffentliche anlehnen von ihm vertreten werden, um Würde zu haben, was Alles bei einer PrivatUnternehmung nicht der Fall.

cc.) Ein gewöhnlicher PrivatUnternehmer steht weder an Geist noch an Bildung über seiner Gesellschaft.

b.) Diese Mängel / ohne Derossis zu erwähnen / wurden gefühlt. Es bildete sich ein TheaterVerein als erster Keim der spätrn öffentlichen Anstalt.

Durch ihn wurde eine gebildete Mehrheit repräsentirt. Mittel, seine Zwecke zu erreichen — nicht Theoretisiren Reglementiren pp.

s o n d e r n

das Gute praktisch hinstellen in den sogenannten MusterVorstellungen selbst mit den nur vorhandenen geringen Mitteln.

Diese Mustervorstellungen waren in den Wintern 1832/33—1833/34 folgende:

- 1) Emilia Galotti, von Immermann geleitet.
- 2.) Stille Wasser sind tief,⁷⁾ von v. Uechtritz geleitet.
- 3.) Der standhafte Prinz.⁸⁾ } von Immermann geleitet
- 4.) Prinz Friedrich v. Homburg } geleitet
- 5.) Don Juan von Mendelssohn geleitet

7) Lustspiel von Friedrich Ludwig Schröder.

8) Tragisches Schauspiel von Calderon.

6.) Der Wasserträger

7.) Egmont.

8.) Nathan der Weise

9.) Die Braut

v. Messina.

10.) Andreas Hofer.⁹⁾

von
Immermann
geleitet.

Steigendes Interesse des Publicums an besseren Vorstellungen u. am Theater überhaupt.

Endlich Stiftung der neuen Anstalt.

Die Schilderung derselben ist gut.

Nur wünschte ich folgendes noch. Viele Bühnen haben sich Stadttheater genannt, ohne etwas Andres zu seyn, als Privatbühnen in der u. der Stadt. Die Düsseldorfer ist ein wirkliches Stadttheater,¹⁾ nämlich ein solches, welches die Stadt gegründet, fortführt als öffentliches Unternehmen u. vertritt.

3.) S. 63 usque ad finem.

Recensionen der einzelnen Darstellungen beschränkt auf die Hauptwerke jeder Sphäre; damit diese mehr hervortreten. Dagegen allgemeine Übersicht des Repertoires — des gespielten u. bevorstehenden — um eine Idee von der Thätigkeit im Ganzen zu geben, und gewisse Einwürfe zu widerlegen.

Letztre höchst allgemein behandelt — ja nicht durch scharfe Polemik erst wichtig gemacht.

Zu Recensionen schlage ich vor:

- 1) Hamlet
- 2.) Macbeth.
- 3.) Wallensteins Tod
- 4.) Geschwister u. Stella.
- 5.) Maria Tudor.
- 6.) König Johann.
- 7.) Schule der Alten¹¹⁾

⁹⁾ Diese Aufzählung von 1—10 ist gestrichen.

¹⁰⁾ Dieses Wort ist mit Blei unterstrichen; am Rande links zwei senkrechte Bleistriche.

¹¹⁾ Lustspiel von Casimir Delavigne.

8.) Minna v. Barnhelm. (Referat aus dem Hermann abzudrucken).

9.)¹²⁾

Aus den Übersichten ergibt sich:

1) daß die hiesige Bühne in kurzer Zeit alle Branchen in Fülle geliefert hat.

| diese Übersichten
| noch heute.

2.) daß auch in der Oper geschehen ist, was geschehen konnte.

Die hiesige Bühne unterscheidet sich von den mir bekannten dadurch,

1) daß sie den Hauptaccent ihrer Thätigkeit auf die besten Werke, nicht auf ephemere TagesNeuigkeiten legt;

2.) daß sie wagt, was keine andre wagt, und Werke zur Aufführung bringt, welche andre Bühnen vernachlässigen. Stella. Geschwister. Struensee. K. Johann. Blaubart. Alexis.

3.) daß die Leitung mit Sorgfalt dahin strebt, besonders den Vortrag zum vollendeten Ganzen auszubilden. (Das Theater ist weniger eine Bewegungs — Arm u. Fuß — als eine R e d e anstalt. sehr w i c h t i g !) Mittel: charakteristische Vorlesungen u. sehr exacte Leseproben.

4.) daß das Szenische ohne P o m p , dichterisch consequent behandelt wird. Decorationen der Zimmer in Minna v. Barnhelm u. Schule der Alten. Szenisches zu L[eben] e. Traum. Hamlet. Macbeth. Wallenstein. K. Johann. Der Ihrige

Immermann

Grabbe war also nicht nur seiner Neigung zu polemischen Ausfällen und satiri-

¹²⁾ Diese Nummer ist unausgefüllt. — Links neben dieser Aufzählung Randbemerkung Grabbes: „Weswegen sieht man die Menschen im Auge auf dem Kopf.“, rechts daneben, mit noch flüchtigerer Schrift: „Kätchen. Anhang. Corr[e]ctur ich. Rec[en]sion. Räuber. V.“

schen Seitenhieben allzu willig gefolgt, wodurch seine Schrift einen zu subjektiven Charakter erhalten hatte; auch der Plan des Ganzen konnte noch nicht befriedigen. Die Umarbeitung mußte in die Tiefe gehen, Immermann gab dafür ausführliche Anweisungen. Ohne Zögern setzte sich Grabbe von neuem an die Arbeit und richtete sich auch nach den ihm gegebenen Hinweisen und Skizzen, ohne gerade allzu sehr Gebrauch davon zu machen. Nur hin und wieder hat er die eine oder andere Wendung übernommen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei er nicht ohne inneres Widerstreben auf die Absichten seines Partners eingegangen, wie ja überhaupt diesem Nebenwerke auf jeder Seite anzumerken ist, wie unfrei sich Grabbe innerlich gefühlt hat, als er es niederschrieb. Viele Stellen muten uns heute nach dem Gehalt an Gedanken recht primitiv an und verraten zudem sprachlich eine wenig glückliche Hand. Auch nach der verhältnismäßig langen Zeit, die Grabbe für diese Broschüre gebraucht hat, ist zu ermessen, wie mühsam sie entstanden ist. Ja, fast scheint es, als sei Immermann auch mit der Umarbeitung noch nicht zufrieden gewesen. Denn unterm 22. April kündigt ihm Grabbe an, daß er am gleichen Nachmittage mit der Theaterabhandlung fertig geworden sei, und dann wieder schreibt er ihm am 1. Mai: „Verlassen Sie sich darauf, daß die Theaterabhandlung jetzt zu Ihrer Zufriedenheit verbessert ist und binnen 4 Stunden bei Schreiner liegt.“ Jedoch vergingen immer noch neun Tage, bis es so weit war. Am 10. Mai endlich konnte Grabbe die fertige Arbeit samt allen Anlagen überbringen. Etwa vier Wochen später lag sie im Drucke vor. Wie Immermann über diese endgültige Fassung geurteilt hat, ist nicht bekannt.

*

Hans Heinrich Nicolini:

Grabbe, Immermann und das Düsseldorfer Theater.

(Materialien und Gedanken zu einer gerechteren Beurteilung.)

Das Verhältnis Grabbes zu Immermann und seine Darstellung ist eins der merkwürdigsten Kapitel unserer Literaturgeschichte. Vergewenwärtigen wir uns kurz die Tatsachen.

Im November 1834 — Immermann trug seit einigen Wochen die Lasten seines neuen Amtes als Intendant des Düsseldorfer Stadttheaters — erhielt er aus Frankfurt am Main den SOS-Ruf eines Versinkenden: Grabbes. „Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie“, heißt es in diesem Briefe, „ich glaube nämlich, ich und eine alte Mutter sind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen suchen.“ Und weiter: „Helfen Sie mir, und könnten Sie mir auch nur ein Stübchen schaffen und etwa juristische oder nichtjuristische Abschreibungen gegen ein Billiges. Auch hätte ich etwas für einen Buchhändler, wovon so recht noch niemand weiß: mein Hannibal ist fast vollendet. Wenn Sie mir zu so einem auch hülften, hätte ich wohl was Winterkost für meine unglückliche Mutter beizu.“

Immermann rief den Verzweifelnden nach Düsseldorf, und Grabbe kam am 5. Dezember 1834. Immermann nahm sich seiner in jeder Weise an. Er mietete und bezahlte für Grabbe ein Zimmer, bekümmerte sich um sein Essen, versuchte, ihn dem Alkoholteufel zu entreißen, führte ihn in sein Haus und seine Kreise, gab ihm einen Freiplatz im Theater, besuchte ihn häufig, besorgte ihm die Bücher, die er

brauchte, beriet ihn bei seinem Hannibal, verschaffte ihm in dem Buchhändler Schreiner einen Verleger für Aschenbrödel und Hannibal, vermittelte die Verlagsverträge für Grabbe, erstreckte seine Sorge sogar auf die Drucklegung.

Das alles ist aus den Briefen Grabbes zu lesen.

Grabbes schon zerflatternde Lebenskraft sammelt sich an Immermanns fester Persönlichkeit. Er bekämpft seine lebenszerstörenden Gewohnheiten, sein dichterisches Feuer flammt wieder auf, er gibt seinem Hannibal die letzte Form. Ein neues Drama, die Hermannsschlacht, wird konzipiert. Mit tätigem Interesse begleitet er Immermanns theatralisches Aufbauwerk, wird ihm Bundesgenosse, verfaßt eine Schrift über das Düsseldorfer Theater, übernimmt — empört über die verständnislosen Besprechungen in der Düsseldorfer Presse — selbst die Kritik in Runkels Zeitschrift „Hermann“.

Das geht so durch sieben Monate, bis in den Juli 1835. Grabbe ist voll Dankbarkeit. Anfang Juli begegnen wir einem merkwürdigen Briefe Grabbes an Immermann: „Wie hoch und ernst ich Sie achte, wissen Sie. Sie können das mir glauben, der nötigenfalls sein Leben wegwirft wie n'en Heller. Aber meine Wirtin ist abscheulich. Sie klatscht, lügt und betrügt vielleicht auch. . . . Ich kann's nur mit meinem Lebensblut besiegeln, wie gut ich Ihnen bin, und tät es gern. Doch diese

Andries, die Klatsche, ist nichts wert. — So lange als eine Ader bei mir zuckt: Ihr Grabbe.“

Ende Juli 1835 begann das Sommergastspiel der Immermannbühne in Elberfeld. In diesem Sommer und dann auch im Herbst war Immermann durch Monate hindurch von Düsseldorf abwesend. Damit verlor Grabbe seinen Halt. Er verfiel wieder in sein Kneipenleben. Es ging nun körperlich und geistig mit ihm bergab, sodaß Immermann erschrak, als er ihn wieder sah. Hier stellen wir fest, daß Grabbe sich in dieser Zeit der Abwesenheit Immermanns von dem Immermannschen Kreise löste.

Was so verheißungsvoll begonnen hatte, die Aufrichtung des Menschen und des Dichters Grabbe, stockt. Lag die nun immer stärker in Erscheinung tretende Entfremdung der beiden Dichter an Grabbe, oder lag sie an Immermann? Wir stellen die Beantwortung dieser Frage zurück.

Am 22. November 1835 schreibt Grabbe an Menzel: „Mit Immermann steh ich auf eigenem Fuß. Er hat viel für mich getan, aber bald Spannung, bald Friede. Verschiedene Naturen!“

Grabbe nahm nun die Kritik des Theaters wieder auf. Jetzt im Düsseldorfer Fremdenblatt. Als er am 22. November Immermann um den Freiplatz bittet, schreibt er: „Ich werde im Tageblatt wirken, soviel ich kann.“

Aber gerade die kritische Tätigkeit Grabbes in diesem Winter 1835/36 führt zum Bruche zwischen ihm und Immermann. Am 25. Februar 1836 kam es zur letzten und endgültigen Auseinandersetzung. Immermann zeigte sich aufs äußerste gereizt. Vom Inhalt der Streitreden gibt uns der Brief Kunde, den Immermann noch am gleichen Tage an Grabbe richtete:

„Ich kann das Gefühl nicht mit mir herumtragen, im Eifer selbst für die gerechteste Sache zu weit gegangen zu sein. Deshalb treibt mich eine innere Notwendigkeit meiner Natur, Ihnen zu erklären, daß ich allerdings heute zu starke Ausdrücke gegen Sie gebraucht habe. Dieser wegen fühle ich die Verpflichtung, Sie um Verzeihung zu bitten. Es reizte mich der völlige Mangel an Empfindung für den wahren Standpunkt der Sache, den ich bei Ihnen antraf, und Ihre letzte, seltsam geringschätzigte Äußerung. Was nun aber die Sache selbst betrifft, so muß ich mich eben so unumwunden gegen Sie erklären. Die Auswahl des Repertoires ist, wie Sie wissen, mir untergeben, und Angriffe auf dasselbe sind daher Anschuldigungen gegen mein Urteil und meine Verwaltungsgrundsätze. Sie haben nun seit drei Monaten nicht aufgehört, die Stücke, welche ich geben lasse, zu schmähen, und Ihre Feder hat auch die gediegensten, tüchtigsten Werke nicht verschont. Sollte man nach Ihren Kritiken seine Ansicht bilden, so würde anzunehmen sein, daß die hiesige Bühne völlig kopflos geleitet werde. Hatten Sie Zweifel gegen meine Wahlen, so hätte die Pflicht der Dankbarkeit, deren Sie gegen mich eingedenk sein sollten, Sie veranlassen müssen, sich zuvor mit mir über den Gegenstand zu besprechen; oder Sie hätten sich wenigstens in Ihren öffentlichen Urteilen mit Anstand, Mäßigung und Bescheidenheit ausdrücken sollen. Ihr Benehmen verstieß dagegen nach meinem Gefühle gegen die Wahrhaftigkeit eben so sehr als gegen das, was unter den Menschen für durch Verhältnisse und Rücksichten geboten gilt. Unter diesen Umständen kann ich Sie nur ersuchen, Ihrem Entschlusse, über

mich und mein Wirken in Zukunft ganz zu schweigen, getreu zu bleiben, indem ich zugleich erkläre, daß, wenn dieses nicht geschieht, ich mit meinen Freunden auf Mittel sinnen werde, ein mühsames, ernstes, treugemeintes Streben vor Verkleinerung und Herabziehung zu schützen.“

In seiner Antwort vom folgenden Tage dankt Grabbe für den „freimütig-edlen“ Brief. Im übrigen ist sie eine fast demütige Verteidigung. Er habe mit seinen Kritiken nichts Arges gegen Immermann gewollt. Er sei sich nicht bewußt, gegen das Repertoire geschrieben zu haben. In Gast- und Kaffeehäusern habe er Gespräche über das Theater zurückgewiesen. Er ver spricht, die Rezensionen, zu denen er noch verpflichtet ist, vorsichtig und so mit Berücksichtigung der Verhältnisse abzufassen, daß sie Immermann Freude machen und dessen Zorn über die früheren in Vergessenheit bringen sollen.

Drei Monate später verließ Grabbe todkrank Düsseldorf, und am 12. September des gleichen Jahres (1836) endete dieses schmerz erfüllte große Fragment eines Lebens.

*

La g d i e E n t f r e m d u n g , l a g d e r B r u c h a n I m m e r m a n n o d e r a n G r a b b e ? Diese Frage ist seit dem Tode Grabbes mit mehr oder weniger Leidenschaftlichkeit eifrig diskutiert worden. Wenn sie hier aufgegriffen wird, so geschieht es um der Gerechtigkeit willen.

Grabbe als der menschlich Schwächere, als der Zerbrochene, hat auf seiner Seite die größere menschliche Anteilnahme. Das hat manchen verführt, ein gehäuftes Maß von Schuld auf Immermann auszuschütten, ihm die Verantwortung für den unglücklichen Ausgang des Grabbeschen Daseins zuzuschieben. Was er für Grabbe getan

hat, wird verkleinert, es werden ihm egoistische Motive unterschoben, Grabbe sei ihm nur als Handlanger und Rollenabschreiber gut gewesen, er habe ihn untertänig gehalten, habe den Dichter in ihm nicht geachtet, seine Dramen nicht aufgeführt, ihm als Kritiker jede Freiheit nehmen wollen und sei völlig zu Unrecht durch Grabbes Kritik gereizt gewesen.

Das ist der Ton, der durch einen großen Teil der Grabbeliteratur geht. Hat Immermann das verdient und — so möchte ich ganz besonders fragen — liegt das im Sinne Grabbes? Ich glaube nicht. Grabbe hat keinen Stein auf Immermann geworfen. Und ebensowenig Immermann auf Grabbe. Er sagte in seinen Memorabilien: „Grabbe gehört zu den Verschiedenen, und Männlein und Weiblein meinen, er hätte auch anders sein können, wenn er nur gewollt hätte.“ Ich aber sage euch, Grabbe konnte gar nicht anders sein und dafür, daß er so war, hat er genug gelitten.“ Und beide erkennen den tiefsten Grund dafür, daß sie trotz ehrlichen Willens auf beiden Seiten nicht ganz zueinander finden konnten, in der Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten, und beide sprechen es fast mit den gleichen Worten aus. „Verschiedene Naturen!“ klagt Grabbe. „Unser Wesen war zu verschieden“, sagt Immermann.

Einen Teil der gegen Immermann erhobenen Vorwürfe lassen sich durch Grabbe selbst entkräften. Wir blättern seine Briefe durch und finden darin folgende Stellen:

„Daß Immermann mich honorig behandelt und ich guten Umgang habe, kannst Du aus der Einlage von Immermann ersehen.“

(An Petri 6. 1. 35).

„Ich achtete Sie immer, jetzt, wo Sie so gut sind, lieb ich Sie.“

(An Immermann, 10. 12. 34).

„Der Oberlandesgerichtsrat Immermann und die Gräfin Ahlefeldt behandeln mich gut und zuvorkommend, wie ich es nicht verdiene.“

(An die Mutter, 14. 1. 35).

„Denn Sie meinen es gut mit mir, tun gut an mir.“

(An Immermann, 19. 2. 35).

„Ich danke Ihnen, daß ich meine Mutter mit ein paar Louisdors erfreuen konnte.“

(An Immermann, 21. 1. 35).

„Immermann sorgt außerordentlich für mich.“

(An Petri, 23. 2. 35 [bezieht sich auf Grabbes dichterisches Werk]).

„Ich habe schlimme Augen gehabt, aber einer der ersten mir unbekanntem Ärzte der Stadt kam zu mir, i c h w e i ß k a u m, v o n w e m g e s a n d t.“

(An die Mutter, 23. 2. 35).

„Hier werde ich zum Teil von den vornehmsten Ständen über Verdienst geschätzt und, wo ich von meinen albernen Launen, die aus meiner früheren Erziehung

und Stellung entspringen, noch etwas habe, mit Nachsicht behandelt wie ein Kind, so daß ich mich schäme und mich bessere.“

(An Petri, 10. 3. 35).

„Mehrere Kritiken, die Aschenbrödel, den Hannibal, eine Abhandlung übers Theater habe ich jetzt in so wenigen Monaten vollendet, weil ich gut behandelt und durch andere Geschäfte nicht behindert ward.“

(An Petri, 3. 5. 35).

„Immermann hat mich in der Tat vom Tode gerettet. Nicht wegen Not eben, aber aus Mißmut war ich lebenssatt.“

(An Menzel, 22. 6. 35).

Erwähnenswert ist auch, daß Jakob Stang, der Weinwirt, bei dem Grabbe täglich verkehrte, noch am 6. Februar 1836, also kurz vor dem Bruch, an Grabbes Frau schreibt: „Immermann meint's mit Grabbe sehr gut; Grabbe erkennt dies an und äußert sich darüber oft und unverhohlen.“ — — —

★

Besondere moralische Entrüstung klingt auf, wenn man gegen Immermann den Vorwurf erhebt, er habe den Dichter des Napoleon und des Hannibal als Rollenabschreiber mißbraucht. Wie sieht das bei sachlicher Betrachtung aus?

Wir haben eingangs Grabbes Notruf an Immermann kennen gelernt. Er bat um ein Stübchen, Abschreibereien und einen Verleger. Bittere Not klang aus diesem Briefe. Was Immermann ihm außer dem Verleger zusicherte, hören wir aus Grabbes Antwort: „Ich komme. Binnen wenigen Tagen bin ich da. Ich hielt Sie für ernst, fest und treu, nach Ihren Werken,

nach Ihrem Gesicht. Hinter solchen Mauern wohnt grade der Edelsinn. Mit dem Stübchen und 6—7 Taler monatlich bin ich zufrieden. Nein, ich bin mehr als das, ich bin erfreut . . .“

Einige Tage nach seiner Ankunft in Düsseldorf, am 10. Dezember 1834 schreibt Grabbe an Immermann: „Geben Sie mir auch zu arbeiten.“ Am 14. Dezember drängt er: „Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen Gefälligkeiten auch erzeigen zu können.“ Am 17. Dezember hören wir dann, daß er das Lustspiel „Hermann und Dorothea“ von Töpfer abschreibt. Am 18. schreibt er Immermann: „Die Verse des

Töpfer gehen, beizu gesagt, gerade den rechten Pferdetrab; mir ist dabei, als führ ich immer glattweg, immer bergunter: „jip, jap, jap, jip“ — das Abschreiben ergötzt mich. Ich lerne allerlei, wenn ich das Mittelmäßige so recht durch die Hände gehen lasse.“

Von weiterem Abschreiben wissen wir nichts. Zwar fordert Grabbe am 1. Januar 1835 wieder etwas zum Abschreiben. Aber es ist keine Rede mehr davon. Hätte Immermann ihm noch etwas gegeben, so wäre sicher in Grabbes täglichen Briefen davon Erwähnung geschehen. Wir dürfen annehmen, daß es bei diesem Töpferschen Lustspiel geblieben ist. Die Mär von Rollenabschreiben hat wohl der Jungdeutsche Gustav Kühne auf dem Gewissen, wie aus einem Briefe Louise Grabbes an Jakob Stang vom 3. Oktober 1836 hervorgeht: „Unendlichen Verdruß hat ihn (Grabbe) der Aufsatz (von Kühne) in Nr. 143 der Zeitung für die elegante Welt vom 23. Juli d. J. bereitet . . . Und so enthält jener Aufsatz auch noch die Unwahrheit: mein Mann habe für Immermann Rollen abgeschrieben und sei dafür von ihm bezahlt worden. Wie sich der nun Selige darüber geärgert, können Sie sich gar nicht denken. Er wollte stets sich bei Ihnen erkundigen, ob Sie nicht vielleicht den Verfasser kennen.“

Was bleibt von jenem Vorwurf? Immermann gab Grabbe, der ihn darum bat, ihn drängte, den er nach dem Briefe aus Frankfurt in größerer Not glauben mußte als er war, in den ersten Tagen seines Düsseldorfer Aufenthaltes ein Lustspiel zum Abschreiben. Aber gleich nach der näheren Berührung mit Grabbe führt er ihn zu ganz anderen Aufgaben.

Wukodinowić in seiner Grabbeausgabe meint zwar „Darstellungen, die einerseits Immermann zum egoistischen Ausbeuter

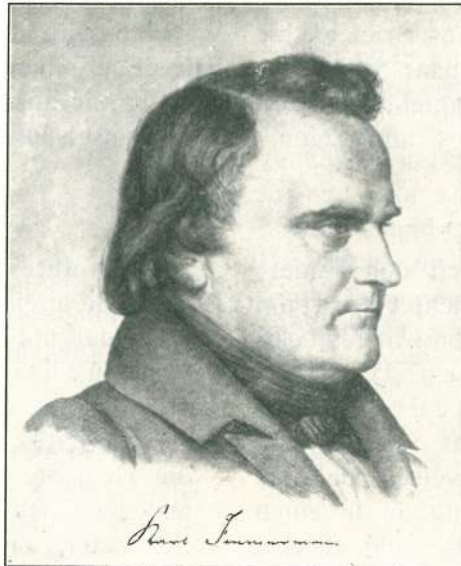
stempeln, andererseits Grabbe zum unwürdigen Rollenabschreiber erniedrigen, brauchen heute nicht mehr ernstlich widerlegt zu werden.“ Aber in der neuesten Grabbebiographie von Ferdinand Josef Schneider, C. H. Beck'sche Verlagsanstalt München 1934 kann man lesen: „Mit Recht hat man ihm (Immermann) vorgeworfen, daß er seinen Gast, den größten damals auf deutschem Boden schaffenden Dramatiker, zu nichts Besserm zu verwenden wußte als zum geisttötenden Abschreiben von Rollen für die Aufführungen des Düsseldorfer Theaters.“

Man vergesse nicht, daß die beiden Dichter sich herzlich wenig kannten, als sie in Düsseldorf zusammenkamen. Grabbe richtete seinen Hilferuf an einen Menschen, über dessen dichterische Persönlichkeit er sich bisher sehr abfällig geäußert hatte, der ihm persönlich fremd war. Immermann hatte ihn im Herbst 1831 in Detmold auf der Durchreise aufgesucht. Das war alles.

Nun berühren diese beiden starken Geister sich. Sie gehen ein Stück Weg gemeinsam. In welcher Situation finden sie sich, und wie stehen sie sich gegenüber?

Immermann ist im Begriff, ein bedeutendes Werk aufzubauen: Das Düsseldorfer Theater. Nein, nicht das Düsseldorfer, sondern das Theater. Er ist besessen von seiner Aufgabe, er zwingt das Leben und seine Aufgabe, wie er sein sprödes Talent zu Höchstleistungen gezwungen hat. Sein Leben geht, dank seiner Willenskraft, wieder eine Stufe aufwärts.

Grabbe kommt als Gescheiterter. Er ist der dichterisch Genialere. Aber er hat das Leben nicht zwingen, hat den Dämon in sich nicht beherrschen können. Er verzweifelt am Leben. Und nun sieht der schwache Mensch Grabbe in der Persönlichkeit Immermanns die starken zielbe-



„... Überhaupt muß ich von jener besseren Periode von Grabbes Leben in Düsseldorf ein Gleichnis brauchen. Ich habe ihn eine Natur in Trümmern genannt, aber ich setze hinzu: Diese Trümmer waren von Granit und Porphyr. Grabbe gehört zu den Verschiedenen, und Männlein und Weiblein meinen, wenn er gewollt hätte, er hätte schon anders sein können. Ich aber sage: Er konnte garnicht anders sein, als er war, und dafür, daß er so war, hat er genug gelitten. Die Pflicht der Lebenden aber ist es, die Todten über der alles nivellierenden Fluth des mittelmäßigen Redens und Meinens emporzuhalten. Wir sind eigentlich nie Freunde gewesen. Unser Wesen war zu verschieden. Aber über die Kluft, die uns trennte, reichte bei mir das Gefühl hinaus, welches uns bei dem Anblicke einer gewaltigen Menschennatur erschüttert, die laokoontisch mit ihren Schmerzen ringt. Es ist das Gefühl, welches mich auch trieb, ihm über seinem Grabe dieses Charakterbild aufzurichten. — Kein in das Allgemeine verschönertes — denn damit wäre ihm wenig gedient, sondern ein ikonisches, wie die Griechen es den Kämpfern setzten, die sie besonders ehren wollten ...“

Aus Immermanns: Memorabilien

wußten Energien, die ihm fehlen. Da fühlt er Halt, da hofft er Rettung. Von da aus gewinnt das Verhältnis zwischen den beiden das Ansehen von Führer und Geführtem. Das kommt in Grabbes Briefen klar zum Ausdruck. Nur ein paar Beispiele: „Hab ich gestern in etwas gefehlt, so mach ich's besser, wenn Sie es mir sagen.“

(10. 12. 34.) „Entschlüsse reifen bei mir spät, aber dann brechen sie plötzlich aus wie hier: nicht das geringste meines Lebens und Wesens ist Ihnen von jetzt an verschlossen.“ (10. 12. 34) „Mein Gelübd halt ich“ (Es handelt sich um den Alkohol) „behalt mir aber auf Abend ein mäßiges Glas Punsch bevor.“ (14. 12. 34)

✱

Der Mensch Grabbe wirft sich Immermann in die Arme. Der Dichter wird von Immermanns Arbeitswillen angesteckt. Hat Immermann den Dichter in Grabbe nicht geachtet? Auch diese Legende zerstört das Studium von Grabbes Briefen. Sie beweisen, daß die beiden Dichter von Anfang an in einen lebendigen und für Grabbe sehr fruchtbaren Gedankenaustausch treten. Grabbe liest dem neuen Freunde seine Arbeiten vor oder schickt sie ihm. Er holt dessen Rat ein.

„Der Hannibal brennt mir in den Fingern. Ich hätte Ihr Urteil gern über einige Szenen.“ (10. 12. 34).

„Ich bin auch dabei, mein Aschenbrödel umzuarbeiten. Auch da wünsch ich natürlich Ihren Rat.“ (10. 12. 34).

„Anbei die ersten Szenen des Hannibal. Über den Vers haben wir gestern gesprochen, und sind wir wohl eins.“ (17. 12. 34).

„Sie haben durchaus recht pto des Verses im Hannibal, er ist ein Zwitter, ich zerschlage ihn, wie neue rauhe Chausseesteine und verwandle ihn in Prosa. Mein Kopf bekommt dadurch noch freieren Spielraum, überall seh ich das Stück besser, moderierter und doch kräftiger werden.“ (18. 12. 34).

„Mein Hamlet flutet prächtig. Sie zerissen warnend die verselnden Ketten. 12 mal wird er besser.“ (8. 1. 35).

„Da ich Ihre Werke jetzt so vor mir habe, sie in einem Gusse lese, wunderts mich, daß unter so vielen Urteilen noch kein tüchtiges Urteil darüber erschienen ist. . . . Ich will neben der Theaterkritik den Hofer, den Peter und die Gedichte noch einmal durchgehen und gründlich zu kritisieren versuchen und Sie willigen wohl ein, daß ich die Kritik publiziere.“ (22. 12. 34).

„Hier versprochenermaßen etwas aus meinem Kosciusko. Es könnte wohl in ein Journal kommen, was ich Ihnen überlasse.“ (13. 1. 35).

„Mein Aschenbrödel ist Ihrem Wunsch gemäß nun erlöst von unnützen doppelten Worten, wo und wie es ging.“ (4. 1. 35).

„Daß Aschenbrödel und Hannibal so werden, wie sie jetzt sind, verdank ich nur Ihnen.“ (31. 1. 35).

„Gestern hab ich die auf Ihren Rat begonnene Umschmelzung des Hannibal vollendet, und ich glaube, er ist zehnmal besser geworden, als er ohne meinen hiesigen Aufenthalt und ohne Ihre Andeutungen geworden wäre.“ (5. 2. 35).

„Weil Sie Gewicht darauf legten, sah ich nach Durchlesung Ihres Briefes gleich nach der Kopfhackerszene Hasdrubals. Ich kann nicht lassen, Ihnen gleich zu schreiben: „ich wollte, ich hätte so gut geschrieben, wie Sie da

gestrichen haben.“ Und die wieder anbindenden Worte sind so, daß der Verf. selbst sie nicht gefunden hätte. Morgen mehr.“ (20. 2. 35).

„Ihre Idee mit den Abteilungen: „I. Hannibal ante Portas“ pp. ist wunderschön, treffend.“ (20. 2. 35).

„Ihre Korrekturen im Hannibal sind so sorgsam, daß ich mich schäme, Ihnen so viele Mühe gemacht zu haben. Verdien's nicht.“ (21. 2. 35).

Ist diesen Äußerungen Grabbes noch etwas hinzuzufügen? Ja, eines: als Immermann sich des Menschen und Dichters Grabbe so annahm, war er als Intendant, Dramaturg und Regisseur seines im Aufbau begriffenen Theaters mit Arbeit überbürdet und mußte sein eigenes dichterisches Schaffen ruhen lassen.

Und noch eins: aus dem Briefe Grabbes an Petri vom 23. Februar 1835 geht hervor, daß Immermann auch für den Dichter Grabbe warb:

„Ich weiß nur, daß mein Hannibal hier in sehr hohen Händen, die ich nicht kenne, gefällt und Schutz über meinem so lange gemarterten Dasein verbreitet wird. Daß ich auch von anderer sehr edler und vornehmer Hand anerkannt werde, beweise Dir die kleine Anlage, denn ich weiß, es freut Dich . . . Immermann sorgt außerordentlich für mich.“

Und doch kann man bei Schneider a. a. O. lesen: „Was Immermann für Grabbe tat, galt immer nur seiner menschlichen Existenz.“

★

Mit Immermanns Theaterführung hängen die beiden schwerwiegendsten Vorwürfe zusammen, welche die Grabbelliteratur ihm macht. Der erste nimmt die Tatsache zum Ausgang, daß Immermann kein Grabbesches Drama an seiner Bühne aufgeführt hat, der zweite bezieht sich auf Immermanns Verhalten dem Kritiker seiner Bühne gegenüber.

Auch hier dürfte eine sachliche, auf Tatsachen, gegebene Verhältnisse und auf Grabbes Äußerungen sich stützende Betrachtung klärend wirken.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Vorwürfe, die Immermann seit einem Jahrhundert schwer belasten, vielfach von Kritikern erhoben werden, die zwar literatur- aber nicht theaterkundig sind.

Zunächst scheint man zu übersehen, daß Immermann nur drei Spielzeiten zu seinem

Reformwerk zur Verfügung gehabt hat. Und weiter halte man sich die Tatsache vor Augen, daß Grabbe erst während der ersten Spielzeit, im Dezember, nach Düsseldorf kam, und daß Immermann schon im Beginn der zweiten Spielzeit Grabbes Kritik als schädlich für sein Theater empfand, daß es während der zweiten Spielzeit, im Februar, zum Bruche kam.

Es heißt viel, von einem Theaterleiter verlangen, daß er mitten in einer spielplanmäßig sorgsam vorbereiteten und in ihren Hauptwerken festgelegten Spielzeit nun plötzlich ein Riesenwerk einschieben soll. Und Riesenwerke sind Grabbes Dramen auch vom theaterpraktischen Standpunkte aus betrachtet. Außergewöhnlich ist der Aufwand an Personal, außergewöhnlich an szenischem Apparat. Nebenbei: hat einer der schnellfertigen Kritiker schon einmal untersucht, ob Immermann

die geeigneten Schauspieler für ein Grabbesches Drama hatte? Die dramaturgische Bearbeitung der Grabbeschen Dramen ist eine harte Nuß. Das alles wußte Grabbe selbst sehr wohl, wie aus folgender Briefstelle (an Immermann vom 5. 2. 35) hervorgeht: „Diesem Musterinstitut (gemeint ist Immermanns Theater) verdank ich die Lust, demnächst ein ganz theatrales Stück zu schreiben.“ Bei Grabbe selbst habe ich auch kein Wort des Vorwurfs in dieser Hinsicht gefunden. Er kannte die Schwierigkeiten, mit denen Immermann kämpfte. Er wußte auch, daß Immermann, wo es sich um wesentliche Dichtung handelte, seine ganze eigene und die ganze Kraft seines Theaters einsetzte und nichts übers Knie brach. Es hätte schon ein Leichtsinns dazu gehört, den Immermann als Theaterleiter gottlob nicht besaß, von heute auf morgen ein Grabbedrama herauszuwerfen. Hier darf daran erinnert werden, daß Immermann seinen heißgeliebten Shakespeare in den zwei Jahren der Mustervorstellungen des Theatervereins (1832/33 und 33/34) nicht brachte, sondern erst in der Spielzeit 1834/35. So lange rang er, Shakespeare vorbildlich auf die Bühne zu stellen. Dann leistete er aber auch Richtungweisendes.

Ja, wenn Grabbes Dramen leichte Tagesware gewesen wären, dann hätte der Wunsch der späten Kritiker Immermanns sich erfüllen lassen. Und hier sei die Frage erlaubt, warum denn die vielen großen, über viel reichere Mittel als Immermann verfügenden Theater im Laufe eines Jahrhunderts sich so selten, so jämmerlich selten, an Grabbes Dramen gewagt haben? Es muß doch schon etwas an den Schwierigkeiten sein, die Grabbe der Bühne macht.

Wir stellen fest, daß Grabbe und Immermann während dieser ersten Spielzeit eifrig zusammenarbeiteten — (es wird davon noch zu reden sein). Ferner: daß Grabbe in sein ihn zerstörendes Kneipenleben zurückfiel, als Immermann von Düsseldorf abwesend war und seine Hand dem Haltlosen fehlte. Wo ist der Beweis für die Behauptung, Grabbe sei ins Elend zurückgefallen, weil Immermann ihn nicht aufgeführt habe?

Schon in den ersten Wochen der zweiten Spielzeit kam dann die Entfremdung der beiden durch Grabbes Kritiken.

Daß Immermann sich mit dem Gedanken trug, Grabbe trotzdem aufzuführen, steht in seinen Maskengesprächen, wo er unter drei Problemen, die seine Projektzettel enthielten, Grabbes Napoleon, „szenenweise phantasmagorisch-tableauartig behandelt“, erwähnt. Das allzufrühe Ende seines Theaters hat diese Aufführung verhindert. Schade, denn Immermann wäre der Mann gewesen, dem Grabbeschen Drama den Weg zur Bühne zu bahnen. Das tiefe Bedauern jedes Grabbeverehrers bleibt, daß dies nicht geschehen konnte. Aber Immermann zu steinigen, ohne die tatsächlichen Verhältnisse sachlich zu berücksichtigen, ist Unrecht. Völlig abwegig aber muß es erscheinen, wenn Schneider schreibt: „Immermanns Verhalten widerspricht aber auch in jeder Hinsicht der hohen Meinung, die er sonst von den künstlerischen Leistungen unseres Dichters zu haben vorgab, und läßt sich daher kaum anders als aus der kleinlichen Furcht erklären, sich mit der Aufführung Grabbescher Stücke in Düsseldorf für die Beurteilung der eigenen Dramen einen höchst gefährlichen Maßstab zu schaffen.“ (!) Wie hätte Immermann dann Shakespeare aufführen dürfen!



Christian Dietrich Grabbe

Nach der Bleistiftzeichnung von Theodor Hildebrand im Kronprinzen-Palais
in Berlin

Zum endgültigen Bruche der freundschaftlichen Beziehungen und der Zusammenarbeit zwischen Grabbe und Immermann kam es, wie wir schon sahen, im Februar 1836 durch Grabbes Kritiken über das Düsseldorfer Theater. Das ist um so merkwürdiger, als diese Kritiken im Frühjahr 1835 mit lauttönendem Lobe begannen.

Fast einmütig stellen die Beurteiler sich in diesem Falle auf die Seite des Kritikers Grabbe gegen den „gereizten“ Theaterleiter Immermann. Folgen wir auch hier einmal dem tatsächlichen Verlaufe der Dinge, gestützt auf Grabbe selbst, auf seine brieflichen und kritischen Auslassungen.

Als Grabbe nach Düsseldorf kommt und das Reformwerk Immermanns kennen lernt, ist er begeistert. Was begeistert ihn? Was wollte Immermann? Hören wir dazu Ernst Leopold Stahl (in der Festschrift des Düsseldorfer Stadttheaters zum Immermannjubiläum 1934):

Nachdem Stahl Immermann einen größeren Reformator des deutschen Theaters genannt hat, als je ein Dichter und Richter gewesen ist, fährt er fort: „Immermann ist durch seine gewissenhafte Einzelarbeit, durch sein Vermögen des Sattierens, durch die Kunst, hell und dunkel abwägend zu verteilen, der erste moderne Regisseur in Deutschland geworden. Im Anfange war für ihn das Wort. An drei Kardinalgebrechen litt in seinen Augen das Theater seiner Zeit: der Schauspieler verachtet seine methodische Ausbildung und wird purer Manirist; er bescheidet sich nicht mit dem Berufe, ein Instrument seines Dichters zu sein, also reproduzierender Künstler, sondern er stellt sich über das Gedicht; er drängt zudem das mimische Element gegenüber dem rezitierenden in den Vordergrund.

Dank Immermanns methodisch aufbauender Innenregie, die einfach keinen Satz unerwogen und ungewogen ließ, hat Immermann . . . selbst die sprachlich schwierigsten und subtilsten Dichtungen bezwungen . . . Man erlebte bei ihm das Gleiche, das uns gelegentlich in der Orchesterführung eines ganz großen Dirigenten beglückt: man glaubt eine Melodie, eine Szene zum erstenmal zu hören, obwohl sie substantiell auch sonst nie fehlt. Eine Szene, wie in „Emilia Galotti“ die zwischen Pirro und Angelo, erschien, trotzdem sie immer gesprochen wird, bei Immermann durch die Eigentümlichkeit der Tonfärbung und des Tempos wie neu gedichtet. Man faßte sie in ihrer Bedeutung zum erstenmale voll auf.

Als Wortregisseur ist Immermann ein direkter Vorgänger von Heinrich Laube gewesen. . . . In anderer Beziehung ist Immermann von Laube später niemals im entferntesten erreicht worden. Ich meine damit die Fähigkeit, den Sinn der Dichtung durch das Bühnenbild zu unterstützen. Man staunt immer von neuem über die Feinnervigkeit dieses wahrhaften Regiedichters, wenn man gewahr geworden ist, wie roh und für unser Empfinden stilwidrig häufig sogar die Bühnenmalereien bei Goethe in Weimar zur gleichen Zeit gewesen sind. Immermann erst macht den entscheidenden Schritt zur inneren Einheit von Geist-, Wort- und Bildregie.“

Hier und in seinem Spielplan, von dem noch gesprochen werden soll, wird uns der Reformator der deutschen Bühne deutlich. Man muß sich die Bedeutung seines Werkes vor Augen halten, um sein leidenschaftliches Eintreten für sein Werk — auch Grabbe gegenüber — zu verstehen.

An diesem Reformwerke wird Grabbe dem schwer ringenden Immermann Mitarbeiter aus ehrlicher Begeisterung und innerer Überzeugung. In diesem Sinne ist seine Schrift über das Düsseldorfer Theater, sind seine Besprechungen im ersten Spieljahre aufzufassen und nicht im Sinne einer Kritik um der Kritik willen. Wir haben heute im dritten Reiche mehr Verständnis dafür als vergangene Zeiten, daß Kritik aufbauend, helfend sein soll, wenn es sich um Aufbauwerk handelt, daß Kritik an solchem Werke nicht ohne Rücksicht darauf, ob sie zersetzend wirkt, in weltfremder „Objektivität“ geschrieben werden sollte. Und wir werden es Grabbe und auch Immermann nicht zum Vorwurfe machen, daß sie in engster Zusammenarbeit dem Reformwerke ein Echo in Düsseldorf und in Deutschland zu schaffen suchten, beteiligte sich doch auch ein so vornehmer, hoher und unantastbarer Geist wie Carl Schnaase daran — aus Überzeugung. Wenn das Gute nicht mehr Propaganda machen soll, damit es materiell und geistig leben kann, dann ist alles Mühen um das Gute und Bessere zum Scheitern verurteilt.

Den Standpunkt vertrat nicht zuletzt Grabbe selbst. Man lese nur die Selbstrezensionen seiner Werke und höre, was er am 16. Januar 1835 an Immermann schreibt: „Sollte denn der Poet nicht das Recht haben, was jeder Fabrikant hat, seiner Sachen Eigentümliches bemerkbar zu machen?“

Wie kleinlich wirkt es da, wenn man bei Gottschall die aus der Luft gegriffene und Grabbe herabwürdigende Bemerkung liest: „Als den Herold seines Ruhmes (!) hatte Immermann den armen Poeten nach Düsseldorf eingeladen.“ Eine Ansicht, der man auch heute noch begegnen kann.

Wie entwickelten sich nun die Dinge?

Nachdem Grabbe in den ersten Tagen seines Düsseldorfer Aufenthaltes das Lustspiel von Töpfer abgeschrieben hatte, nachdem er Immermanns Theater aus eigener Anschauung kannte, kam es zwischen den beiden zu einem lebhaften mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch über diese Bühne, wie man in Grabbes Briefen nachlesen kann. Daraus löste sich eine erste Aufgabe für Grabbe: eine Übersetzung des „Ur-Hamlet“. Am 26. Dezember 1834 schon schreibt Grabbe an Immermann: „Den alten Hamlet übersetz' ich also. Wir müssen aber sprechen: wie?“ Es ist wohl nicht unberechtigt, anzunehmen, daß Immermann, der zweifellos besorgt war, Grabbe Verdienstmöglichkeiten zu schaffen, ihm hier statt der von Grabbe begehrten Abschreibereien eine seinen dichterischen Fähigkeiten angemessene Aufgabe zuwies. Von dieser Hamletübersetzung ist eine zeitlang in den Briefen viel die Rede. Sie ging unter Immermanns Anteilnahme vorwärts, ist aber von Grabbe nicht vollendet worden.

Sie wurde verdrängt von dem Schaffen am Hannibal und von Grabbes Eifer, das Düsseldorfer Theater zu propagieren. Hören wir ihn dazu selbst: *)

„Es drängt mich, über das Düsseldorfer Theater, noch nicht genug seinem Werte nach anerkannt, etwas in ein bedeutendes oder doch verbreitetes Blatt . . . zu schicken . . . Ich will Ihnen den Aufsatz vorher mitteilen. Soll ich?“

(Brief an Immermann vom 18. 12. 34).

Diese Stelle dürfte beweisen, daß Immermann nicht auffordert, sondern Grabbe sich anbietet.

*) Vergl. auch an anderer Stelle dieses Heftes: Bergmann, Zur Entstehung von Grabbes Abhandlung über das Theater zu Düsseldorf.

„Dann lassen Sie uns unter meiner Firma (denn obgleich Sie mehr an die Kunst denken als ans Interesse, würden Sie dem lesenden Gepack doch bei Urteilen über das hiesige Theater beteiligt erscheinen; schlecht, wie es sieht, hält es alles schlecht, wie sein eigenes Auge) den „Hermann“ des Runkel für Düsseldorf mit fortlaufender Theaterchronik, und mit der Gesamtkritik ein anderes, bedeutendes Blatt in Beschlag nehmen.“
(An Immermann, 31. 1. 35).

„Es ist höchste Zeit sein (Runkels) kritisches Unkraut 1.) hier zu zerstören und 2.) Ananas hier und auswärts zu säen. Die Theaterstunde schlägt.“
(An I., 18. 2. 35).

„So'n Hund! (Runkel) Spiel in der Oper! Wo wird besser gespielt in der Oper als hier? In Detmold wäre längst ein Lenzregen Prügel über ihn.“
(An I., 19. 2. 35).

„Ich will lieber Auditeur sein und mit Rekruten und Militär jeder Art verhandeln, als Intendant eines Theaters mit tiefem Kunstgefühl. Ihre Mühsale sind kaum tragbar. . . . Bittere Erfahrung vielleicht der einzige Lohn.“
(An I., 21. 2. 35).

„Da ich jetzt mit nichts Poetisierendem beschäftigt bin, sondern nach meiner alten Manier auf einen Punkt, das hiesige Theater, ziele, kann ich dem Dr. Runkel *) vom nächsten Freitag an meine Rezensionen

zusenden. Natürlich lesen Sie dieselben vorher, erinnern und verbessern.“
(An I., 24. 2. 35).

„Die Kritik beginnt heute noch. Fast ist, was die jetzige Direktion und die Aufführungen betrifft, zu viel Gutes, was die Persönlichkeiten der Schauspieler belangt, zu viel Schlimmes zu sagen. Letzteres bleibe aber weg.“
(An I., 27. 2. 35).

Doch genug! Es sollte hier aufgezeigt werden, wie Grabbe selbst seine Besprechungen des Düsseldorfer Theaters auffaßte und warum er seine Besprechungen Immermann vorlegte. Kann man denn ernstlich glauben, daß Grabbe dies getan habe, um sich schulmeistern zu lassen, oder um Immermann Gelegenheit zu geben, ein Grabbesches Lob noch zu übersteigern. Aus den Briefen Grabbes geht hervor, daß er Immermanns Sache zu der seinen gemacht hat. Und es kann sich nur darum handeln, daß Grabbe wünscht, das Wollen und Zielen des Düsseldorfer Theaters in seiner Abhandlung und in seinen Besprechungen klar zum Ausdruck zu bringen. Er erkannte damit großzügig an, daß Immermann die Theaterprobleme gründlicher durchgedacht hatte als er. Es sei hier die Frage gestellt, ob es danach richtig ist, im Tone des Vorwurfs von einer Bevormundung des Kritikers Grabbe durch Immermann zu sprechen.

✱

Anders allerdings werden die Verhältnisse in der zweiten Spielzeit. Die Beziehungen der beiden haben sich gelockert. Grabbe geht gesellschaftlich seine eigenen Wege, die ihn in die Kneipe führen. Da

*) Runkel war Herausgeber der Zeitschrift „Hermann“.

kann Immermann ihm — nach seinen eigenen Worten — nicht folgen. Diese Wege führen Grabbe aber auch in die Kreise der Opposition gegen Immermanns Werk. Der Bohemien in Grabbe bricht durch, der Mann der ungehemmt ausgesprochenen Einfälle, der alte Verneiner in ihm. Dieser

Grabbe ist zu der Selbstverleugnung und Selbstzucht, die aufbauende Arbeit so vielfältig erfordert, nicht mehr fähig. Tiefes Mitgefühl mit dem schicksalhaften Ablauf dieses Lebens erfaßt uns, wenn wir vom Grabbe dieser Zeit hören.

Und dieser Grabbe schreibt die Kritiken der zweiten Spielzeit im Fremdenblatt. Über diese Kritiken ließe sich viel sagen. Aber, dem Charakter dieser Arbeit entsprechend, beschränken wir uns auf einen Punkt, auf den Spielplan, wegen dessen Beurteilung durch Grabbe es zum Bruche kam.

Immermann schreibt Grabbe in dem eingangs mitgeteilten Briefe vom 25. 1. 36: „Sie haben nun seit drei Monaten nicht aufgehört, die Stücke, welche ich geben lasse, zu schmähen, und Ihre Feder hat auch die gediegensten, tüchtigsten Werke nicht verschont.“

Und Grabbe antwortet: „Über das Repertoire haben Andre als ich geschrieben, ich habe nicht gewagt, über die verwickelten Vorfälle, welche das Repertoire bedingen und es Manchem vielleicht nicht genügend erscheinen ließen (vorzügl. wohl denen, die am wenigsten seine Schwierigkeiten kennen) zu urteilen, noch über das Repertoire selbst. Vielmehr hab' ich in einer meiner letzten Rezensionen ohngefähr gesagt, daß die Direktionen oft ge-

zwungen wären, aus Mangel an Besserem etwas Gewöhnliches zu nehmen.“

Hier spricht Grabbe an Immermanns Vorwurf vorbei (wie wir noch sehen werden). Das klingt, als wenn Grabbe gar nicht verstanden hätte, was Immermann meinte. Der gleiche Irrtum scheint Wukodinowic zu unterlaufen, wenn er sagt: „Und der argwöhnisch Gemachte (Immermann) las dann aus den Theaterkritiken, die Grabbe seit dem Dezember 1835 für Schreiners „Düsseldorfer Fremdenblatt“ schrieb, manches heraus, was dieser gar nicht hineingelegt hatte. Auch die beiden Referate über Töpfer und Raupach (vom 18. und 25. Februar 1836), in denen Grabbe Fragen des Repertoires berührte, hätten unmöglich den Bruch herbeiführen können, wäre nicht Immermann geradezu systematisch gegen seinen einstigen Schützling verhetzt gewesen.“ Die Zwischenträgereien nimmt man in diesem Falle m. E. zu wichtig. So heißt es bei Otto Niet en in seiner Grabbebiographie: „Immermann scheint allzu überempfindlich auf Klatsch und Hinterträgereien reagiert zu haben.“ Es paßt nicht in das Bild von Immermanns gediegener Persönlichkeit, daß er auf bloßen Klatsch so viel gegeben haben soll. Doch wir lassen das beiseit und halten uns an Grabbes Kritiken und an die tatsächlichen Verhältnisse.

✱

Damit wir nicht ins Blaue hineinreden, zunächst einige Feststellungen.

Düsseldorf war damals für ein Unternehmen wie das Immermannsche eine kleine, eine sehr kleine Stadt. Es hatte etwa 30 000 Einwohner. Es gereicht der Bürgerschaft dieser kleinen Stadt zur Ehre, daß sich in ihr soviel privater

Opfergeist und soviel höheres Theaterinteresse fand, um eine so ins Wesentliche gehende Theaterreform wie die Immermannsche überhaupt zu ermöglichen. Man vergißt anscheinend immer wieder, daß Immermann sein Werk nicht in Berlin oder Wien aufbaute. Der Kreis, der ihm in seinen aufs Höchste gerichteten

Absichten folgte, mußte bei einer so geringen Bevölkerung zahlenmäßig klein sein. Es reichte für eine gewisse Zahl von Mustervorstellungen. Die zahlenmäßige Beschränkung erlaubte aber auch keine Ausnutzung eines großen wertvollen dichterischen Werkes. Einige wenige Vorstellungen erschöpften die Möglichkeiten des Besuches. Es mußte immer wieder Neues gebracht werden. Das konnte theaterpraktisch nur leichte und leicht spielbare Ware sein. Das wird schon bedingt durch zeitliche und finanzielle Begrenzungen und durch die Anspannung der schauspielerischen Kräfte.

Das wird aber auch bedingt durch die Notwendigkeit, das Theater zu halten, indem man dem breiteren Publikum gibt, was es wünscht, und das ist leichtere Ware. Dabei hat jeder echte Theaterleiter im Herzen die Hoffnung, sein Publikum allmählich zum Besseren zu erziehen. Das galt damals, wie es heute gilt.

Was hat Immermann nun unter den besonders schwierigen Verhältnissen in dem kleinen Düsseldorf an wertvollen Werken auf die Bühne gestellt? Wir zählen davon auf:

Goethe: Stella, Iphigenie, Egmont, Faust, Geschwister.

Schiller: Räuber, Wallenstein, Maria Stuart, Braut v. Messina.

Lessing: Emilia Galotti, Nathan, Minna von Barnhelm.

Kleist: Prinz von Homburg, Käthchen von Heilbronn, Familie Schroffenstein.

Shakespeare: Hamlet, Macbeth, Lear, Julius Cäsar, Romeo u. Julia, König Johann, Kaufmann von Venedig, Was ihr wollt.

Calderon: Der standhafte Prinz, Das Leben ein Traum, Der wundertätige Magus, Der Richter von Zalamea, Die Tochter der Luft.

Tieck: Blaubart.

Terenz: Die Brüder.

Immermann: Andreas Hofer, Alexis, Schule der Frommen.

Das ist ein Programm, dem Professor Arthur Kutscher (vergl. die erwähnte Festschrift des Düsseldorfer Theaters 1934) weltdramatische Haltung und deutschdramatische Erfüllung nachrühmt. Man kann nur staunend diese Fülle klassischer Werke betrachten, die Immermann in seiner kurzen Wirkungszeit auführte. Dabei ließe sich aus dem übrigen Programm noch sehr viel mehr oder minder Anspruchsvolles aufzählen. Hätte Immermann die guten Werke, die er brachte, spielplanmäßig ausnutzen können, er wäre sicherlich der letzte gewesen, der nach so vielem Minderen gegriffen hätte.

Wie leicht ist es doch, vom Schreibtisch aus zu fordern und zu verurteilen! Schneider a. a. O. schreibt in der Verteidigung der Kritiken Grabbes: „Grabbe hatte in der Tat etwas unzeitgemäß eine offene Wunde des künstlerischen Unternehmens berührt.“

„... Immermann hatte nun einmal von Anfang an den Mund etwas voll genommen.“ „Ganz unverhältnismäßig überwog bei den Aufführungen das leichte und noch dazu französische Lustspiel das ernste Drama vom bleibendem Wert.“

Zur letzteren Behauptung lese man bei Arthur Kutscher a. a. O.: „Äußerst sparsam aber war Immermann im Gegensatz zu den meisten zeitgenössischen Theaterdirektoren mit Übersetzungen aus dem Französischen.“

Nach diesen Überlegungen kommen wir zu den Grabbeschen Kritiken. Der Vorwurf Immermanns richtet sich gar nicht gegen Grabbes Auslassungen über das Gesamtrepertoire der Spielzeit, worauf Grabbe in seiner Antwort hinzielt und wovon Wukodinowic spricht. Sondern Immermann meint (man lese die Stelle nach) das „Schmähen“ der einzelnen Stücke. Hatte er da recht? Sehen wir zu. Wir wollen dabei die Tagesware des Theaters nur kurz streifen und Hauptwerke, „die gediegensten, tüchtigsten Stücke“, die Grabbe nach Immermanns Worten nicht verschont hat, in den Mittelpunkt stellen.

König Lear von Shakespeare.

Dazu Grabbe in seiner Besprechung: „Das Stück selbst, seine Grundlage ist marionettenmäßig. Wo der König, der unter hohlen Worten an seine Kinder eine Krone vergibt, als wäre sie ein zerbrochener Zuckerkuchen? Auch Ludwig Tieck hat dies gemerkt, sonst hätte er in seiner englischen Schaubühne nicht noch einen schlechteren, angeblich älteren Lear unterschoben, in welchem es freilich anfangs vernünftiger hergeht als in diesem jüngeren. Denn setzt man die närrischen Grundlagen aus den Augen (wie albern ist die Einleitung, wie toll des Königs plötzlicher Haß gegen Cordelia), so wächst immer das jüngere Stück stellenweise zu einer Größe, wie kaum eine andere Tragödie sie bietet. . . . Goneril, Regan sind Figuren, aus welchen die geübtesten Schauspielerinnen kaum so viel machen können, daß sich die beiden von William plump hingetuschelten Charaktere unterscheiden. . . .“

König Johann von Shakespeare.

„Pandulpho hatte in der Tat eine trefflich fabrizierte weiße Perücke auf dem

Kopf, aber darum brauchte er nicht die Rolle (so erbärmlich sie auch von dem Poeten ausgestattet ist) wie einen Perückenstock zu behandeln, vielmehr hätte er da, wo es irgend angeht, ihre aus hochtrabenden Phrasen bestehenden Albernheiten zu mildern.“ — „König Johann ist doch nur ein kaltes Exempel, und wer weiß, was zu dessen Entwurf den William trieb.“

Romeo und Julia von Shakespeare.

„Alles in allem, so wars eine im ganzen gelungene Vorstellung, aber das Publikum blieb dennoch ziemlich kalt, und das ist eine bessere Kritik über das Stück als sämtliche Lobeserhebungen desselben von Lessing und Schlegel, welche beide keine kannten. Sichtbar ist Romeo und Julia eine Jugendarbeit Shakespeares, mehr voll von Witzelien und Phrasen als von wahren Gefühl. Tieck zwar . . . quält sich freilich, auch aus jeder Silbe seines großen britischen Klienten (dessen Patron spielen zu können, immer schmeichelhaft ist) mittelst Vorlesungen und Novellen allerlei herauszupressen, und vor allem scheint er es in Wort und Schrift auf Romeo und Julia abgesehen zu haben. Unerschöpflich ist er im Lobe dieses Werkes, findet Bedeutungen, Beziehungen und Tiefen darin, welche von keinem anderen sterblichen Wesen bemerkt worden sind. Aber es blökt diesem Interpreten ein Haufen zweibeiniger Schafe nach, weil er nichts von der Sache versteht und ihm nicht nur vorgeblökt, sondern auch vorgelesen wird.“ — „Was ist Julia? Straßenmädchen in vornehmen Kleidern.“ — „Außer Albernheit, Sinnlichkeit und gewöhnlicher Todesfurcht möchte man schwerlich etwas Besonderes oder Tüchtiges an ihr finden.“ — „Romeo ist von Haus aus ein vollkommener Narr.“ „Kein Funke Gefühls, nur Sinnlichkeit ist darin“ (im Drama).

Oberon, Oper von Karl Maria von Weber.

„Maria von Weber war ein Melodien-sammler, sonst dürr wie sein trommel-felliges Gesicht. Am Freischütz sammelte er, wie das alte Amsterdamer Konversa-tionslexikon ausweist, von 1812 bis 1821, und seine Sache gelang endlich. . . . Nun aber nach dem Freischütz wurde der Komponist berühmt, ohne daß er das ge-ahnt, und schrieb in Begeisterung für Geld und Brot . . .“ „ . . . Sonst ist im Oberon alles ekelhaft.“

Maria Tudor, Drama von Vic-tor Hugo.

„Herr Schenk, welcher den Gilbert gab, ist sehr gesund, sonst hätte er den Krank-heitsstoff dieser Heulaffen-Rolle nicht so gut absetzen können, als er getan.“ „Herr Seeliger leistete als Fabiano Fabiani alles, was aus so dummem Zeug Kluges zu ma-chen ist.“ „Überhaupt lags nicht am Spiel, sondern am Stück, wenn alles gerade so-viel war als gar nichts.“ „Denn die jetzige französische Schule taugt nicht . . . Indes ist Frankreich ein großes Land, Paris sein Nachtstuhl, und was darin gefunden wird, tragen in ihren Papieren die deutschen Übersetzer über den Rhein, ohne sich zu schämen, weil — Ach, Esel haben nie die Ursache gesagt, weshalb sie Disteln fres-sen!“

König Enzo von Raupach.

„Angeblich ein Trauerspiel, vermutlich was anderes. Anfangs spielten die Darstel-ler trefflich, aber auf die Länge konnten sie der Gewalt von Raupachs erbärmlicher Poeterei, aus hohlen Phrasen zusammen-gekittet, nicht widerstehen und wurden flau wie sie. Enzios Dulden ist gar kein Stoff für das Drama, und es gehört eins der Tischlergenies dazu, welche sich nicht

scheuen, alles schlechte Holz zu zersägen, aneinanderzunageln und dem Publikum keck darzubieten, in der Sicherheit, daß die Menge den elenden Stoff und die trau-rige Bearbeitung nicht bemerkt.“

Das ist Art und Ton der St ü c k - Be-sprechungen in Grabbes Kritiken der zweiten Spielzeit. Man erkennt aus der Gesamtheit seiner Besprechungen, daß Grabbe die Gelegenheit benutzt, sich per-sönlich mit Shakespeare, Calderon, Schil-ler auseinanderzusetzen und die über Ge-bühr beim Publikum beliebten Iffland, Raupach, Töpfer u. a. zu zerschmettern. Fragt sich nur, war das kleine Düsseldor-fer Blatt, waren diese Theaterbesprechun-gen dazu der richtige Ort? Seine Stel-lung zu Shakespeare hatte Grabbe in seiner Schrift „Über die Shakespearo-Manie“ dem literarischen Publikum unter-breitet. Hatte er so ganz vergessen, wa-rum es ihm im vergangenen Frühjahr zur Theaterkritik drängte. Er hatte doch dem bedeutsamen Unternehmen Immermanns helfen und „Ananas aussäen“ wollen. Er hatte für die notgedrungene Mischung des Spielplans Verständnis aufgebracht. Mit Immermanns, des Theaterleiters, Augen gesehen, schädigte diese Art der Stückbe-sprechung das Unternehmen. Mußte solche Kritik, wie sie die angeführten Beispiele zeigen, Kritik, die andere Stücke „lang-weilig“, „erbärmlich“, „Gezeugs“, „nichts-sagend“, „endlos seichtes Geschwätz“ nennt, nicht das Publikum abschrecken?

Konnte das nicht einen Theaterleiter zur Verzweiflung bringen? Was sollte er denn spielen, wenn selbst Shakespeare vor sei-nem Publikum schlecht gemacht wurde? Und so schadete ihm der, den er selbst aus äußerster Not befreit, der sich ihm als Helfer angeboten hatte und es ihm unter gleichen Umständen in der ver-gangenen Spielzeit auch gewesen war.

Sah Grabbe denn nicht, wie schwer Immermann gegen Unverständnis, Gleichgültigkeit, Feindschaft rang? Dazu hatte Immermann finanzielle Schwierigkeiten, dazu war ihm ein weiterer Urlaub verweigert worden, sodaß er vom 1. Januar 1836 an die ganze Last des Theaters neben seinem richterlichen Amt tragen mußte. Er kämpfte besessen und verbissen um sein Werk, um ein Werk, daß die Nachwelt so hoch gestellt hat. Wie kann man ihm verdenken, daß er die Kritik Grabbes be-

kämpfte, weil sie sein Theater schädigte? Es gehört schon Weltfremdheit dazu, um diese Schädigung zu bestreiten. Aber es geschieht! Und man schiebt alles auf Immermanns leicht reizbare Empfindlichkeit.

Wenn man Grabbes Briefe an Immermann während der ersten Spielzeit liest, so findet man auch darin kräftige Kritik an Stücken und Personen, ohne daß wir etwas von Empfindlichkeit darüber bei Immermann hören.

★

Dieser Beitrag zu einer sachlichen Beurteilung der angeschnittenen Fragen macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Dazu müßte er erweitert werden durch eine Darstellung und Gegenüberstellung der Persönlichkeiten, der Charaktere Grabbes und Immermanns und ihrer Auswirkungen in Leben und Kunst. Aber gerade dann

würde noch klarer werden, wie oberflächlich es ist, dem einen oder anderen „Schuld“ aufzubürden. Wir stehen hier vor einem schicksalhaften Ablauf menschlicher Verhältnisse, vor einem Stück menschlicher Tragik, die uns um so mehr erschüttert, je tiefer wir sie erkennen.

★

Dr. Alfred Bergmann - Weimar

Warum gibt es keine zeitgenössische Gesamtausgabe von Grabbes Werken?

Ein Sammler, der, Leopold Hirschbergs Anregung folgend, zeitgenössische Gesamtausgaben deutscher Dichter zu erwerben trachtet, muß sich bei Christian Dietrich Grabbe mit der zweibändigen begnügen, die Rudolf von Gottschall 1870 für den Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig veranstaltet hat. Diese wird als die früheste in den Katalogen gelegentlich verhältnißmäßig hoch bewertet. Ob ganz mit Recht, bleibe dahingestellt. Auf keinen Fall könnte es aus dem Grunde geschehen, daß sie selten wäre. Sie ist im Gegenteil eine der am häufigsten angebotenen von allen

Grabbeschen Gesamtausgaben überhaupt. Wer etwa darauf ausgehen würde, auch die späteren Auflagen der Reclamschen Ausgabe zu sammeln, deren es nicht weniger als fünf gibt, würde die Beobachtung machen, daß sie ungleich seltener im Handel vorkommen, und daß viel Geduld dazu gehört, ihre vollständige Reihe zusammenzubringen. Übrigens begegnet man auch der alten Friedrichschen Ausgabe so gut wie gar nicht auf dem Markte.

Daß man die früheste Gesamtausgabe von Grabbes Werken erst ein reichliches Menschenalter nach des Dichters Tode zustande gebracht hat, ist nicht dadurch zu

erklären, daß es überhaupt an Versuchen, eine solche Sammlung zu veranstalten, gefehlt hätte. Es sind sogar deren zwei unternommen worden, die aber beide gescheitert sind. Dies an der Hand von bisher ungedruckten Briefen zu schildern ist deswegen lohnend, weil eine solche Darstellung nicht nur als ein kleiner Beitrag zur Geschichte des deutschen Verlagsbuchhandels betrachtet werden kann, sondern daraus auch zu dem äußeren Erfolg der dichterischen Werke Grabbes sich einige bemerkenswerte Tatsachen ergeben. ¹⁾

Damit die folgenden Mitteilungen verstanden werden, ist es notwendig, ihnen einige Worte über die verlegerischen Verhältnisse vorzuschicken, wie sie sich nach Grabbes Tode, der am 12. Sept. 1836 eingetreten war, vorfanden. Grabbes erstes selbständiges Werk, die „Dramatischen Dichtungen, nebst einer Abhandlung über die Shakespearo-Manie“, waren im Jahre 1827 im Verlage der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt am Main erschienen, nachdem Grabbes Studienfreund, Georg Ferdinand Kettembeil, in sie eingetreten war. Ihnen folgten 1829 im gleichen Verlage „Don Juan und Faust“ und als erster Band eines Zyklus von Hohenstaufen-Tragödien „Kaiser Friedrich Barbarossa“. Die Beachtung, welche diese Veröffentlichungen über Deutschlands Grenzen hinaus, der Beifall, den sie beim Verleger selbst gefunden hatten, machten Kettembeil geneigt, den Dich-

ter mit dem gesamten Ertrage seiner von neuem entfesselten Arbeitskraft und Schaffensfreude an sich zu binden, und so kam denn unterm 15. / 20. August des gleichen Jahres zwischen den beiden der folgende Verlagskontrakt zustande:

K o n t r a k t

zwischen dem Herrn Auditeur Grabbe in Detmold und der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. über die schriftstellerischen Arbeiten desselben.

1) Der Herr Auditeur Grabbe in Detmold überläßt alle und jede literarische Arbeiten, die er in den nächsten 4 Jahren, vom 1. Januar 1830 an gerechnet, liefern wird, der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung zum eigentümlichen Verlage und verpflichtet sich binnen dieser Zeit, also bis zum 1. Januar 1834, mit keiner andern Buchhandlung hinsichtlich seiner in diese Periode fallenden schriftstellerischen Erzeugnisse in Verbindung zu treten.

2) Er verspricht der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung im Laufe eines jeden Jahres mindestens 3 dramatische Stücke im ungefähren Umfang wie sein zu Anfang 1829 erschienener Don Juan und Faust zu liefern, und zwar würden in den 3 ersten Jahren 2 Stücke hiervon jedesmal die Fortsetzung des von ihm begonnenen Zyklus von Tragödien „die Hohenstaufen“, welches Werk auf 8 Bände berechnet ist, bis zur Vollendung desselben nach diesem Umfange ausmachen.

3) Die Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung verpflichtet sich dagegen, dem Herrn Auditeur Grabbe für diese seine dramatischen Arbeiten monatlich eine Summe von Rthl. 24 Preuß. Court. zu bezahlen, über welchen Betrag derselbe durch Anweisung von seinem Wohnort aus verfügen wird.

¹⁾ Für die gütig gewährte Erlaubnis, ungedrucktes Material zu verwerten, sei Frau Präsident Lewald in Berlin sowie den Direktionen des Lippischen Landes-Archivs in Detmold und des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar auch an dieser Stelle aufs verbindlichste gedankt. — Der Druck gibt den Wortlaut der Originale wieder, wobei nur kleine Unebenheiten, wie z. B. eine Wortwiederholung beim Seitenwechsel, stillschweigend beseitigt, in einigen wenigen Fällen auch im Interesse erhöhter Lesbarkeit Kommata eingesetzt worden sind.

4) Wird Herr Auditeur Grabbe das von ihm begonnene dramatische Werk „die Hohenstaufen“, von welchem der erste Band (Kaiser Friedrich Barbarossa) bereits erschienen, und dessen 2r. Teil Kaiser Heinrich VI. demnächst erscheinen soll, vom 3. Teile an bis zum letzten 8. Teile binnen 3 Jahren, vom 1. Januar 1830 an gerechnet, vollenden, also jährlich davon 2 Bände liefern, so verpflichtet sich die Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung, unter Voraussetzung, daß diese späteren Teile im gleichen Geiste wie der erste Teil Kaiser Friedrich Barbarossa gearbeitet sind, zu einem Extra-Honorar von Rthl. 100 Preuß. Court. für jeden einzelnen Band, vom 3. Band an gerechnet.

5) Gefällt es dem Herrn Auditeur Grabbe, außer diesen poetischen Arbeiten sich noch mit anderweitigen Arbeiten in Prosa zu beschäftigen, so verspricht er ebenfalls dieselben innerhalb des obigen Termins bis zum 1. Januar 1834 der Hermann'schen Buchhandlung nicht zu entziehen, und diese dagegen verpflichtet sich, ihm ein im Verhältnis mit seinen übrigen Leistungen angemessenes Honorar dafür zu bezahlen.

6) Der Herr Auditeur Grabbe gewährt der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung die Freiheit, ihm Arbeiten, die ihr für den Druck nicht geeignet scheinen, zu reüfieren, und würde dann Herr Auditeur Grabbe statt der ausfallenden Arbeiten entweder neue liefern, oder wo nicht, der verhältnismäßige Betrag des Honorars dafür in Abzug gebracht werden; ferner gesteht er der Verlagshandlung das Recht zu, wenn er bis zum Verlauf von 4 Monaten vom Eingang des letzten Manuskripts an kein neues Stück übersandte, mit Zahlung der monatlichen Rthl. 24 einzuhalten.

7) Alles, was Herr Auditeur Grabbe in der übereingekommenen Zeit in Poesie

und Prosa der Hermann'schen Buchhandlung unter den angeführten Bedingungen liefert, gehört derselben als volles Eigentum für beständig und für alle und jede Auflagen.

8) Sämtliche aus diesem Kontrakt für beide Teile entspringenden Verbindlichkeiten und Rechte gehen, insofern dies ihrer Natur nach möglich, auf die beiderseitigen Erben über.

Zur sicheren Beglaubigung wurde dieser Kontrakt in Duplo von den beiden kontrahierenden Teilen unterschrieben und besiegelt.

Frankfurt a. M., 15. Aug. 1829.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

Obigen Kontrakt nehme ich unter folgenden Modifikationen an,

a) daß es mir unbehindert bleibt, Aufsätze, auch Probeszenen aus meinen dramatischen Stücken in geeignete Journale zu senden,

b) daß, wenn über die Frage, ob ein Stück der Hohenstaufen im Geiste des Barbarossa geschrieben sei, [gestritten werden sollte], dieses durch von beiden Teilen vorzuschlagende Kunstverständige ermittelt werde,

c) daß, falls Zwiespalt über das Honorar etwaiger prosaischer Arbeiten entstände, gleichfalls Kunst- und Sachverständige, von beiden Teilen zu wählen, denselben entscheiden, —

d) daß ich zwar die vom 1. Januar 1830 bis zum 1. Januar 1834 von mir in der Hermann'schen Buchhandlung erscheinenden Werke letzterer zum Eigentum hinsichts aller Auflagen übertrage, jedoch mir bei jeder etwaigen neuen Auflage eines einzelnen Stückes eine Vergütung von 90 Rthl. Pr. C., sämtlicher oder mehrerer Stücke hingegen eine hiernach zu erhöhende (pro jedes Stück 90 Rthl.) erteilt werde, —

e) daß ich die refüsierten Stücke andern Buchhandlungen übertragen darf.

Gr a b b e .

Detmold, den 20. Aug. 1829.²⁾

Sehr bald zeigte es sich, daß es unmöglich war, einen Dichter vom Range Grabbes in der Art, wie dieser Vertrag es wollte, unter den Zwang einer beinahe maschinenmäßig geregelten Massenproduktion von dichterischen Werken zu stellen, ihn gleichsam zu einem Automaten herabzuwürdigen, der gegen eine bestimmte Bezahlung in regelmäßigen Abständen Dramen bestimmten Umfangs zu liefern habe. Von den vorgesehenen acht Hohenstaufendramen ist nur noch „Kaiser Heinrich der Sechste“ geschrieben worden, der dem Verleger weit weniger als der „Barbarossa“ zusagte und von jenem nur widerwillig angenommen wurde. Das Märchenspiel vom „Aschenbrödel“ verwarf Kettembeil ganz, so daß diese erste Fassung vom Jahre 1829 noch heute ungedruckt ist. Akzeptiert wurde noch der „Napoleon“, der 1831 erschienen ist. Der „Kosciuszko“, dessen Thema Kettembeil vorgeschlagen hatte, blieb unvollendet. Damit trat im Schaffen Grabbes die zweite große Pause ein, verursacht durch die bittere Enttäuschung, welche Henriette Meyer, seine Verlobte, ihm bereitete, durch berufliche Überbürdung, durch den körperlichen und seelischen Zusammenbruch schließlich, zu dem die, am 6. März 1833 mit Louise Christiane Clostermeier geschlossene Ehe führte. Diese schmerzlichen Erlebnisse bewirkten die Konzeption des „Hannibal“, dessen Manuskript Grabbe auf seiner Flucht nach Frankfurt im Oktober des folgenden Jahres mit sich nahm, in der Hoffnung, damit Kettembeil von neuem zu gewinnen. Diese Erwartung

ging nicht in Erfüllung; vielmehr kam es zwischen Dichter und Verleger zum endgültigen Bruche.

Somit gehörte zu den Aufgaben, vor die sich Immermann in Düsseldorf gestellt sah, als Grabbe im November 1834 halt- u. hilfesuchend zu ihm kam, die, einen neuen Verleger für ihn zu gewinnen. Dieser fand sich in der Person des jungen Carl Georg Schreiner, Inhabers der J. H. C. Schreiner'schen Buchhandlung. Mit diesem ist selbstverständlich nicht wieder solch ein, das gesamte Schaffen Grabbes umfassender Verlagskontrakt abgeschlossen worden, wie 1829 mit Kettembeil; vielmehr kamen mit ihm nur Einzelverträge zustande, und zwar über „Aschenbrödel“, „Hannibal“ und die Abhandlung über „Das Theater zu Düsseldorf“, die sämtlich 1835 bei Schreiner erschienen sind.³⁾ Ihnen folgte nach Grabbes Tode, auf Grund mündlicher Vereinbarung mit dem Dichter und schriftlicher mit dessen Witwe⁴⁾, im Jahre 1838 die nachgelassene „Hermannsschlacht“, begleitet von der ersten Gesamtdarstellung von Grabbes Lebensgang aus der Feder Eduard Dullers.

Noch bevor die „Hermannsschlacht“ herauskam, war in dem Kopfe eines deutschen Buchhändlers der Plan zu einer Gesamtausgabe aufgetaucht. Dieser Buchhändler war Albrecht Osterwald⁵⁾ in Rin-

³⁾ Den Vertrag über „Hannibal“ hat der Verfasser im ersten Teile seines Aufsatzes über „Grabbes Düsseldorfer Anfänge“ (Düsseldorfer Nachrichten. Jg. 59. Nr. 616. 7. Dezember 1934. Morgen-Ausgabe) veröffentlicht.

⁴⁾ Vgl. Alfred Bergmann, „Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes“ (Berlin 1933), S. 566 u. 568.

⁵⁾ Diese Handlung war von ihm am 6. November 1826 gegründet worden. Er beschäftigte sich außerdem mit einer Antiquariatshandlung, einer Leihbibliothek und einem Leseverein. (Auskunft des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig.)

²⁾ Werke, hrsg. von Wukadinović, Bd. 5, S. 334-36.

teln, der ein knappes Jahr nach dem Tode Grabbes dessen Witwe seine Anregung in dem folgenden Briefe vortrug⁶⁾:

Wohlgeborne

Hochgeehrte Frau Auditeurin!

Deutschland hat leider so oft das allzufrühe Hinscheiden seiner jungen Dichter zu betrauern, daß die Nachricht von dem Tode Ihres Herrn Gemals gewiß doppelte Betrübnis erregte. Wer es weis was Er war, wer erkannt hat Seinen schaffenden Geist, der kann ermessen, welchen Verlust wiederum die deutsche Literatur erlitten hat!

Das Schicksal wollte es indeß, seine geistige Thätigkeit sollte hier ihr Ziel erreicht haben und wir können Ihm nur danken für sein uns hinterlassenes Vermächtnis. Um dieses zu beweisen, scheint mir die Veranstaltung einer schön ausgestatteten Gesamtausgabe seiner Werke besonders geeignet. Ich erlaube mir daher, hochgeehrte Frau Auditeurin! die ergebenste Anfrage, ob Sie mir hierzu Ihr schätzbares Vertrauen schenken wollen. Ich gebe Ihnen im Voraus die Versicherung der eifrigsten und besten Ausführung, und daß ich eine besondere Ehre darin setzen würde, die Werke dieses gefeierten deutschen Dichters in einer würdigen Ausstattung der deutschen Literatur zuzuführen. Ihren pekuniären Bedingungen sehe ich entgegen und glaube ich Ihnen im Voraus die Versicherung geben zu dürfen, daß Sie auch in dieser Beziehung die größte Bereitwilligkeit bei mir finden werden. Ich würde Ihnen in dieser Hinsicht schon jetzt meine Ansichten mittheilen, wenn ich es nicht für besser halten müste, vor-

her Ihre gütige Antwort abzuwarten. Indem ich gehorsamst bitte, mir diese gütigst bald zukommen zu lassen, empfehle ich mich mit besonderer Hochachtung Ihrer Wohlgeboren

Rinteln, 29 Juli 1837.

ergebenster Diener

A. Osterwald

Buchhändler

Auf diesen Brief antwortete die Frau Auditeurin sehr prompt wie folgt:

Wohlgeborner,
Hochgeehrtester Herr!

Das Interesse, was Sie an dem zu frühen Hinscheiden meines Mannes so warm genommen, erfüllt mich mit wehmüthiger Freude, und ich danke Ihnen innig u. herzlich dafür.

Was nun die wünschenswerthe Veranstaltung einer Gesamtausgabe seiner Werke anbetrifft, muß ich den Umständen nach denken, daß wohl eine spätere als die gegenwärtige Zeit erst für diese abzuwarten sei. Denn Hr. Schreiner zu Düsseldorf, der die letzten Drama's verlegt, läßt mich in etwas vermuthen, daß wohl die Aschenbrödel u. der Hannibal noch nicht vergriffen sind, u. die Hermannsschlacht, welche bereits schon gedruckt, selbst noch nicht einmal dem deutschen Publicum vorgelegt worden ist. Hr. Schreiner wünscht nämlich diese erst noch mit einer Zugabe u. einem Bildniß, welches jetzt erst lithographirt wird, auszustatten.

So bald der zu hoffende Absatz der Hermannsschlacht zu meiner Kenntniß gekommen, werde ich in Folge Ew. Wohlgeboren mir so angenehmen, gütigen Anerbieten mir erlauben mich wegen jener Veranstaltung an Sie zu wenden.

In wahrer Hoch[achtung]

d. 6ten Aug. 1837.

⁶⁾ Die Korrespondenz Louisens mit den Buchhändlern Osterwald und Fleischer befindet sich im Lippischen Landesarchiv (Nachlaß Clostermeier Nr. 75). Von ihren eigenen Briefen liegen nur die Entwürfe vor.

Osterwald las aus diesem Schreiben nicht die darinliegende vorläufige Ablehnung seines Vorschlages heraus, fühlte sich im Gegenteil dadurch ermutigt, ihn nunmehr bestimmter zu fassen. Dies geschah in seinem zweiten Briefe, der folgendermaßen lautet:

Wohlgeborne
Hochgeehrte Frau Auditeurin!

Es hat mich sehr gefreut daß mein Vorschlag zur Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Ihres verstorbenen Herrn Gemahls Ihren Beifall gefunden hat und Sie nicht abgeneigt sind, in dieser Angelegenheit mit mir in Verbindung zu treten. Ich finde in dieser schätzbaren Versicherung eine Veranlassung, mich über den Gegenstand weiter auszusprechen. — Es ist nicht zu leugnen, daß der augenblickliche Zeitpunkt zur Ausführung des Unternehmens besonders günstig ist. Denn eben erschienen die Gesamtausgaben der Werke von Victor Hugo, Balzak, Paul de Kock, Bulwer u. a. m. und das Publicum ist noch sehr geneigt eine wohlfeile Ausgabe von einem vaterländischen Dichter zu kaufen; diese Lust kann aber nach ein Paar Jahren gänzlich verschwunden sein. Zudem lebt der verstorb. Dichter augenblicklich noch in den Berliner und Leipziger Journalen und sein Name wird als ein Grundpfeiler der neudeutschen poetischen Schule genannt. Es drängen sich aber die Begebenheiten und literarischen Notabilitäten in der jetzigen Zeit aus Deutschland, Frankreich und England so sehr auf einander, daß in wenigen Jahren das Interesse für einen ausgezeichneten Mann verstummt, und ist so der rechte Zeitpunkt verloren, so ist alles verloren. Es muß demnach auf jeden Fall, so wohl für den Ruhm des Dichters als auch zum Besten des Unternehmens die Herausgabe so bald als möglich bewerkstelligt werden.

Lieb würde es mir unter diesen Umständen sein, wenn Sie die Güte haben wollten, mir die contractlichen Verhältnisse mit den früheren Verlegern mittheilen wollten [!] um im Stande zu sein meine Ansicht über die Beseitigung etwa bestehender Hindernisse äußern zu können. Ich hoffe hierin keine Fehlbitte zu thun und sehe Ihrer gütigen Antwort recht bald entgegen.

Mit besonderer Hochachtung empfiehlt sich Ihnen

Rinteln, 25 Aug. 1837.

ganz gehorsamst

A Osterwald.

Darauf scheint Louise Grabbe keine Antwort gegeben zu haben; wenigstens ist uns eine solche nicht überliefert. Damit war dieser erste Versuch, eine Gesamtausgabe von Grabbes Werken zustande zu bringen, gescheitert.

Das gleiche Schicksal widerfuhr einem zweiten, der, wie es scheint, vornehmlich aus der Initiative Ferdinand Freiligraths entstanden war.

Dieser war Ende Mai 1841 nach Darmstadt übergesiedelt, wo er Mitleiter der von Heinrich Künzel geplanten Wochenschrift „Britannia“ werden sollte. Zu dem Kreise von wissenschaftlich, dichterisch oder künstlerisch bedeutenden Männern und Frauen, in den er daselbst Eingang fand, gehörte auch Eduard Duller, mit dem er vor Jahren durch dessen Grabbe-Biographie in Verbindung getreten war. Im Juli des gleichen Jahres begab sich Louise Grabbe zu mehrmonatigem Aufenthalte bei ihrer Kusine Eleonore Keiser nach Mannheim, und da sie sich von vornherein mit der Absicht trug, von da aus einen Abstecher nach Darmstadt zum Besuche Dullers und Freiligraths zu machen, so führte sie, wie sie diesem unterm 21. September



Christian Dietrich Grabbe

Nach der Kreidezeichnung von Friedrich Wilhelm Pero aus dem Jahre 1836
im Wallraf-Richartz-Museum in Köln

mitteilte⁷⁾, eine Menge Papiere in Betreff Grabbes bei sich, so daß es genug zu lesen geben würde, falls Duller Interesse an ihnen nähme. Erst am Montag, den 11. Oktober, kam die Zusammenkunft in Darmstadt zustande, und bei dieser Gelegenheit wurde Louise Christiane mit Freiligraths Plane bekannt gemacht, in Gemeinschaft mit Duller eine Gesamtausgabe von Grabbes Werken zu unternehmen. Die ersten dazu nötigen Schritte, nämlich die Anfragen bei den beiden Verlegern Kettenteil und Schreiner, waren entweder bereits getan oder folgten doch unmittelbar auf die mündliche Besprechung. Auch bat man wohl die Frau Auditeurin, die von ihr mitgebrachten Briefe und Billets Grabbes den Herausgebern zu treuen Händen zurückzulassen, wozu jene bei ihrer Ängstlichkeit und ihrem Mißtrauen sich jedoch nicht entschließen konnte.

Dies mochte Louisen gereuen, und so schrieb sie dem Freunde einige Tage nach ihrer Rückkehr nach Mannheim, nämlich unterm 20. Oktober, mit Bezug auf die geplante Ausgabe folgendermaßen:

„Wie mögen Sie, mein Bester, auch nur einen Augenblick an dem Vertraun gezweifelt haben, das meine Seele mit dem Gedanken an Ihr Wohlwollen ganz überfüllt.

Es beweis't sich dieses hier, indem ich Ihnen den ganzen Pack von Grabbe's Billeten sende, ohne Abschriften davon genommen zu haben. Es war mir kaum so viel Zeit vergönnt, um solche chronologisch zu ordnen, u., nur mit Bleistift, mit Noten zu versehen, die mir zum Theil nothwendig erschienen, weil ich sie bei

meiner nahen Abreise in keinem besondern Schreiben näher aufzuklären mich im Stande gesehen.

Behalten Sie diese 42 Billete übrigens vollkommen so lange, als Sie solche bedürfen; ebenso wie die gleichfalls angeschlossenen Schreiben von Immermann.

Lassen Sie aber solche, außer Herrn Dr. Duller, niemanden sehen; es sei auch, wer es sei, darum bitte ich sehr sehr sehr von ganzen Herzen!

Grabbe's Briefe aber, sind mir an das Herz gewachsen; sie stammen aus dem Ehestande; die Möglichkeit, wie sie unterwegs verloren gehen könnten, erfüllt mich mit Besorgniß und Furcht, da ich nicht einmal mehr bei der nahen Abreise Abschriften für mich davon zurückbehalten kann. Von Detmold aus sollen Sie übrigens vollkommen zufrieden gestellt werden. Vielleicht sende ich Ihnen gehörig beglaubigte Abschriften. Die Briefe, so wie die Billete, könnten indeß nur in Auszügen öffentlich werden. Und was ich von dem theilweisen Öffentlichwerden sagen soll, weiß ich jetzt auch noch nicht. Ich verlasse mich auf Ihre Freundschaft und Anhänglichkeit ganz u. gar. Und Ihr Verstand bürgt für das Erwählen des Besten, was für mich zu thun, u. außerdem haben Sie mir ja, so wie Hr. Dr. Duller, die Uebersendung des Manuscripts vor dem Abdruck (zur Ansicht) versprochen, wobei ich mich vollkommen beruhige.

Wäre ich nur noch in Darmstadt einen, oder zwei Tage geblieben; da hätten Sie sich die gewünschten Auszüge entweder selbst nehmen, oder in Ihrem Beisein sich von meiner Hand erheischen können. Ich eilte aber, weil ich offenbar störend in Ihre Lebensweise gedrungen war. Hätte ich gleich bei meinem Erscheinen Ihr so freundliches — mir so sehr erwünschtes — Anerbieten ahnen können, würde mir jenes

⁷⁾ Die neunzehn Briefe der Louise Christiane Grabbe an Freiligrath befinden sich im Goethe- und Schiller-Archiv (Nachlaß Freiligrath F 34). Die Gegenbriefe sind zerstreut und nur zum Teil bekannt.

von selbst vorgeleuchtet haben. Auch würde ich Ihnen mündlich noch manche Mittheilungen gemacht u. manche nöthige Aufklärungen gegeben haben, wenn ich länger geblieben. Denn bei Grabbe trifft das Sprichwort ein: Der Schein trügt.

Grabbe's Briefe hat außer Ihnen u. Hr. Dr. Duller niemand noch gesehen, selbst nicht einmal mein Anwalt. Und im Vertrauen auf Ihre Freundschaft, nach welcher Sie mit meiner Schwachheit Nachsicht haben, will ich's Ihnen gestehen, daß es mich bewegte, als in Gegenwart Ihrer beiden Frauen die Briefe durchgesehen werden mußten. Und Sie, mein Bester, werden mich sicher nicht verkennen! (N. B. nach diesen offenherzigen Bekenntniß).“

Der sechs engbeschriebene Seiten umfassende Brief wurde am 21. Oktober fortgesetzt, und dabei ließ es Louisen keine Ruhe, den Freund nochmals zu ermahnen:

„Lassen Sie doch die Billete niemanden sehen! Auch nicht den Damen, ich bitte aus Herzensgrund! Und nehmen Sie doch diese Bitte nicht übel auf! Die Damen haben ja von einem so wunderlichen, verkehrten, u. veränderlichen Wesen keine Ahnung. Denn Grabbe war anders wie andere Leute. Es war ja alles Täuschung. Er täuschte sich ja bei seinem Argwohn, seiner Einbildung u. seiner Lebendigkeit, immer sich vor Allen selbst, u. mit sich selbst seine Umgebung. Und dazu kam nun sein stetes Täuschewollen, was ihm durch die Vorwürfe die er sich deshalb zu machen, wirklich unglücklich machte.“

Im übrigen zeigt der Brief, daß Louise Christiane den Plan der Gesamtausgabe mit der ihr eigentümlichen Rührigkeit aufgenommen hatte und bestrebt war, ihn nach besten Kräften zu fördern. Offenbar

benutzte sie die wenigen Tage, die sie sich noch in Mannheim aufhielt, um den dort tätigen Schauspieler Braunhofer zu besuchen, der früher der Pichlerschen Truppe in Detmold angehört hatte. Dieser erinnere sich, so berichtete sie, „Grabbes noch recht gut, so wie des Prologs, den Gr. einst für ihn zu Detmold gedichtet“. Er besitze „denselben jedoch nicht mehr, so wenig als Grabbe's Beurtheilungen seiner thea[tralischen] Darstellungen.“ Sie werde aber zu Detmold Grabbes gedichtetem Prolog bei der Theater-Intendanz nachfragen. Ferner erfahren wir bei dieser Gelegenheit, daß Grabbes frühere Korrespondenz von Leipzig aus damals schon abhanden gekommen war. Wiederholt fordert sie Freiligrath auf, ihr einstweilen Fragen vorzulegen; so bald wie möglich solle er Antwort haben, nur möchte er mit der ganzen Angelegenheit nicht gar zu sehr eilen.

Sehr bald erwies es sich, daß auch dieser Versuch zum Scheitern verurteilt war. Das hauptsächlichste Hindernis war jener im Jahre 1829 zwischen Grabbe und Kettembeil abgeschlossene Vertrag, der diesem das Eigentum nicht nur an jeder ersten Auflage der Einzelwerke, sondern auch an allen künftigen übertragen hatte. Der unbefriedigende Absatz bei beiden Verlegern tat das Übrige.

Unterm 26. Oktober bereits antwortete Freiligrath auf Louisens Schreiben vom 20. und 21. in einem ausführlichen Briefe, dessen Schluß bereits in Wilhelm Buchners Lebensbeschreibung Freiligraths (Bd. 1, S. 412) mitgeteilt worden ist. Der auf den Plan der Gesamtausgabe bezügliche Anfang sei nun hier nachgeholt.⁸⁾ Freiligrath beginnt:

⁸⁾ Die Handschrift besitzt Frau Emmi Lewald.

Verehrte Freundin!

Meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief u. das Zeichen Ihres Zutrauens zu Duller u. mir, welches ihn begleitete. Wir werden von den 42 Billeten sofort Abschrift nehmen lassen, u. Ihnen dann Alles mit Dank zurückschicken. Von Detmold aus haben Sie dann wohl die Güte, uns Copien der Briefe Grabbe's nach Ihrer Verheirathung zu besorgen; es ist manches so Treffliche u. Characteristische darin (ich erinnere namentlich an die Stelle, in der Grabbe von dem Plane seiner Hermannsschlacht erzählt), daß es wahrlich ein Verlust wäre, wollten Sie damit hinter'm Berge halten. Übrigens wird es noch eine Menge Verhandlungen kosten, ehe die von uns beabsichtigte Gesamtausgabe wird erscheinen können. Schreiner hat noch nicht geantwortet, Kettembeil aber schreibt uns wörtlich, wie folgt:

„Ich bemerke Ihnen, daß ich von den meisten in meinem Verlage erschienenen Werken Grabbe's 1500 Exemplare gedruckt u. Grabbe dafür entsprechend honorirt habe. Davon ist jedoch noch die Hälfte unverkauft da. — Auch mein Wunsch wäre es, daß eine Gesamtausgabe der Werke meines verstorbenen Freundes zu veranstalten möglich würde; da jedoch durch den seitherigen Absatz nicht mehr als meine Auslagen gedeckt sind, so kann ich erst nach Verwerthung der noch vorhandenen Exemplare mich zur näheren Verhandlung mit der Wittwe hierüber verstehen. Weder diese, noch ich, kann eine solche einseitig veranstalten, indem ich laut in Händen habender früherer schriftlicher Zusicherung Grabbe's vollkommener Eigenthümer für die erste, sowie für alle folgenden Auflagen bin; ja mein Eigenthumsrecht erstreckt sich sogar auch auf das später bei Herrn Schreiner erschienene Lustspiel

„Aschenbrödel“, wovon ich Grabbe früher das noch in Händen habende Original-Manuscript abkaufte, nur damit er es nicht drucken ließe. — Ich selbst habe diesen Sommer auf meiner Durchreise durch Düsseldorf mich mit Hrn. Schreiner wegen käuflicher Uebernahme des bei ihm von Grabbe Erschienenen besprochen, bin jedoch seither noch ohne nähere Antwort von seiner Antwort [verschrieben für: Seite] geblieben.“

Dieß ist vorläufig der Stand der Sache! Wahrscheinlich werde ich diese oder künftige Woche mit Duller nach Frankfurt gehen, u. dann das Nähere mit Kettembeil besprechen. Das Resultat dieser Zusammenkunft sollen Sie unverzüglich erfahren. Zuversichtlich ist es ein für das Erscheinen der Gesamtausgabe Günstigeres, als Sie vielleicht nach Kettembeils Brief erwarten. Es wird zwar noch viel Hin- u. Hersprecherei u. Verhandlungen kosten, daß wir jedoch unsern Zweck durchsetzen, dafür steh' ich.“

Über den Fortgang der Verhandlungen sind wir um so weniger unterrichtet, als nun im Briefwechsel zwischen Freiligrath und Louise Christiane eine einjährige Pause eintrat. Sicher ist, daß Jener eines Tages zu der Überzeugung kommen mußte, daß er zu optimistisch gewesen war, und daß er dies der Freundin in einem vom 15. November 1842 datierten Briefe mitgeteilt hat, der jedoch bis heute nicht wieder zum Vorschein gekommen ist.

Auf diesen Brief wie auf den vom 26. Oktober des vergangenen Jahres erwiderte Louise Christiane Grabbe unterm 18. Dezember u. a. folgendes:

„Daß aus der jetzt beabsichtigten Gesamtausgabe von Grabbe's Werken nichts werden kann, betrübt mich sehr. Auf Kettembeils Aeußerung in Beziehung

auf die Aschenbrödel entgegen ich, wie ihm solche auch nicht das allergeringste angeht. Grabbe hatte ihm solche 1829 mit dem Barbarossa zugeschickt. Kettembeil aber wies solche mit dem allernachdrücklichsten Tadel von sich ab, wovon seine eigene Handschrift zeugt. Und so hat er auch das Manuscript Grabbe zurückgegeben⁹⁾ Der mit Hrn. Schreiner in Betreff desselben später abgeschlossene Verlags-Contract, zeugt von Grabbe's vollkommenen Eigentum.

Später ist zwischen Grabbe und Kettembeil, nämlich am 15ten August 1829, ein von dem letztern verfaßter, u. eingesendeter Contract auf vier Jahre abgeschlossen, der aber die Gültigkeit nicht erreicht, indem die darinn aufgestellten Verbindlichkeiten nicht erfüllt worden sind, wodurch er sich von selbst aufgelöst.

Dieser Contract, durch welchen sich Grabbe offenbar beeinträchtigt glaubte, schließt die Jahre 1830—1831—1832 und 1833 in sich ein, und enthält in gedrängter Kürze folgendes:

.....

Diesen Contract hat Grabbe zwar auf Kettembeils Andringen unterzeichnet; es erhellt aber aus Kettembeils Briefen, daß ihm Gr. nicht verhöhlen, wie sehr er sein Interesse darinn gefährdet geglaubt. Und eben weil er sich davon überzeugt gehalten, war ihm Kettembeil ganz zuwider geworden.

Von einer gewissen Anzahl von Druck-Exemplaren, worauf sich doch das Honorar hätte erstrecken sollen, ist im Contract überall die Rede nicht, was mir sehr

aufgefallen, da doch bei Auflagen für jedes einzelne Stück 90 Thlr. gezahlt werden sollten.

Ich habe übrigens in den Briefen, die bei meinem höchst schwachen Augenlicht beschwerlich zu lesen, auch bei den früher erschienenen Werken Grabbe's keine bedungene Anzahl von Druck-Exemplaren gefunden. Einmal glaube ich eine Mittheilung ‚wie viel Exemplare er drucken lassen‘, gefunden zu haben, kann aber jetzt die Stelle nicht wieder auffinden. Wenn nun, da keine Anzahl bedungen, mehr Exemplare gedruckt, als gewöhnlich, so würde denn doch wohl diese Hr. Kettembeil an das Bein zu binden haben.

Nach dem geschlossenen, jedoch sich aufgelösten Contract, ist allein im J. 1831 ‚der Napoleon‘ bei Kettembeil erschienen; u. könnte demnach in Betreff desselben ein Vergleich statt finden. Von allen Grabbe's Werken, die früher erschienen, finde ich auch nicht die Spur von einer getroffenen Uebereinkunft, die Folgen haben könnte, und so stehen, meiner Meinung nach, die Sachen gut.

Der Kosziuszko, den Kettembeil von Gr. verlangt, von dem er die ersten Abschnitte erhalten, war ihm durchaus nicht recht. (Später hat er diese zurückgegeben.) In den Briefen ist Hr. K. der Meister und Gr. der Lehrling. Indeß hat er uns bis heute noch selbst kein Meisterstück dargeboten. Gr. wollte übrigens nichts mehr mit ihm zu schaffen haben.“

Darauf erzählt Louise von der Entstehung des Romans „Ranuder“ und des „Hannibal“ sowie von dem kalten, ja unfreundschaftlichen Empfang, den er nach Aufgabe seines Amtes bei Kettembeil in Frankfurt am Main gefunden, um zum Schlusse zu fragen: „Ich denke einmal selbst, über kurz, oder lang, an Kettembeil zu schreiben. Was sagen Sie dazu?“

⁹⁾ Dies ist ein Irrtum. Als Oscar Blumenthal in den siebziger Jahren aus der Suchslandschen Sammlung die aus Kettembeils Besitze stammenden Handschriften Grabbes erwarb, befand sich das Manuscript des „Aschenbrödel“ vom Jahre 1829 darunter.

Aus der folgenden Stelle ihres Briefes ergibt sich, daß sie im letzten Winter den Buchhändler Schreiner in Düsseldorf besucht hat, jedoch nur wenige Worte mit ihm hat reden können. „Er saß neben mir, da Geschäfte ihn bedrängt, wie auf glühenden Kohlen. Am ersten Tage hatte ich Abends von 5 bis 8 bei seiner Mutter seiner Zuhausekunft geharrt, die ihn vergebens aufsuchen lassen. Am andern Morgen $\frac{1}{2}$ auf 9 Uhr traf ich ihn: u. nun versicherte er mir auf das freundlichste, wie er bei der beabsichtigten Gesamtausgabe pp. nicht das Geringste in den Weg legen wolle, und würde er noch heute deshalb an Sie schreiben. Nach Ihren Aeußerungen muß nun freilich wohl seine Erklärung nicht so ausgefallen seyn, wie ich hoffen durfte.“

Der ganze Aufwand an weiblichem Scharfsinn, mit dem Louise Christiane die vertraglichen Schwierigkeiten hatte hinweginterpretieren wollen, war also nutzlos gewesen: an der Tatsache, daß eine Gesamtausgabe nicht zustande zu bringen war, solange die beiden Verleger noch auf so erheblichen Vorräten der Einzelausgaben saßen, war nichts zu ändern.

Wie erheblich auch bei Schreiner diese Restposten waren, ergibt sich erst aus der Korrespondenz, die Louise Grabbe gegen Ende ihres Lebens mit dem Buchhändler Fleischer in Leipzig geführt hat. Dieser Briefwechsel war dadurch veranlaßt worden, daß der Schreinersche Verlag in den Besitz Fleischers übergegangen war, der sich darauf, unterm 28. November 1846, mit dem folgenden Schreiben an die damals schon sehr leidende Witwe Grabbes wandte:

Hochgeehrteste Frau.

Es hatte Ihr verstorbener Herr Gemahl in der Buchhandlung von Schreiner in Düsseldorf vier verschiedene Schriften, als Aschenbrödel, Hannibal, Hermanns-

schlacht und das Theater zu Düsseldorf, verlegt, und sind diese Schriften, nachdem ich den ganzen Verlag nurgedachter Buchhandlung erkaufte hatte, mein Eigenthum geworden.

Von allen vier Schriften sind noch bedeutende Vorräthe vorhanden, der Absatz davon aber bereits höchst unbedeutend geworden.

Es wäre aber um diese Schriften wirklich schade, wenn man gar nichts weiter dafür thun, und sie so dem unerbittlichen Maculatur-Tode entgegenreifen lassen wollte. Dieß um so mehr, als wohl anzunehmen ist, daß die Verhältnisse und geringere Thätigkeit der bisherigen Verlags- handlung und die sehr hohen Ladenpreise dem lebendigen Absatze hinderlich gewesen sein mögen.

Zwar ist nun wohl schon eine geraume Zeit seit dem Erscheinen jener Schriften verflossen und sind solche natürlich nicht als neu zu betrachten, ihr innerer Werth aber verdient es gewiß, daß sie so viel als möglich der Vergessenheit entrissen werden.

Ich gedenke daher alle 4 Werkchen unter einem Collectivtitel zu vereinigen und in einen sauberen Band cartoniren zu lassen, welchen ich dann dem Publicum für die Hälfte des bisherigen Preises, vielleicht noch billiger von neuem anbieten will.

Damit Sie nun, wenn Sie später vielleicht Anzeigen lesen sollten, unterrichtet sind, so habe ich es für nöthig erachtet, Sie über alles darüber in Kenntniß zu setzen, und schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Ihnen diese Mittheilung vielleicht eine angenehme sein dürfte.

Mit größter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ihro Wohlgeboren

Leipzig
den 28 Novbr 1846.

ergebenster
Friedrich Fleischer

Louise Grabbe glaubte, daß sich ihr damit eine neue Gelegenheit darbiete, die Gesamtausgabe zu verwirklichen, und wenn sie dabei auch von einer irrigen Auslegung des Fleischerschen Schreibens ausging, so beweist doch, was sie darauf tat, wie zähe sie an jenem Gedanken festgehalten hatte.

Zunächst wandte sie sich um Rat an den Stadtschreiber Bernhard Oltendorf in Detmold. Der Brief, den sie diesem schrieb, ist vom 2. Dezember datiert; den großen, ungelenten Buchstaben seines Entwurfes sieht man die Mühe an, mit der die offenbar im Bett Liegende ihn niedergeschrieben hat. Zunächst teilte sie mit, unter welchen Bedingungen Schreiner die Werke „Aschenbrödel“, „Hannibal“ und „Hermannsschlacht“ in Verlag genommen habe. Bei dieser habe er die Verpflichtung übernommen, ihr, nach Absatz der 1000 Exemplare, „für die neue Auflage nochmals dasselbe Honorar zahlen zu wollen, ohne dafür ein Recht auf eine etwa zu veranstaltende fernere neue Auflage zu vindiciren.“¹⁰⁾

„Diesem nach — so fährt sie fort — würde mir nun bei einem neuen Abdruck auch ein neues Honorar zu zahlen seyn: und meine ich, wie ich in das mir mitgetheilte Vorhaben des Hrn. Fleischer zu Leipzig, ohne ein solches erhalten zu haben, nicht einwilligen dürfe, da ich meinem sel. Manne große Opfer bringen müssen, während ich gar nichts von ihm besitze, als das Verlagsrecht seiner Werke.

Gern wüßte ich, ob Hr. Fleischer, der mir, bis auf seinen Namen, ganz unbekannt, ein solider Mann; was allhier vielleicht vom Herrn Helwing¹¹⁾ zu erfahren?

¹⁰⁾ Vgl. Bergmann, a. a. O. S. 572. — Zu vindiciren: in Anspruch zu nehmen.

¹¹⁾ Friedrich Christian Leopold Maximilian Helwing (1801—1867), seit 1842 Inhaber der Meyerschen Hofbuchhandlung in Detmold.

Da ich keine Kinder habe, hatte man mir bisher angerathen, das Verlagsrecht sämtlicher Werke Grabbe's in Betreff einer zu veranstaltenden Gesamtausgabe zu verkaufen, u. dem Käufer zu überlassen sich mit den Herren Kettembeil und Schreiner abzufinden. Wenn nun Hr. Fleischer ein solider Mann, würde ich, da er mich selbst veranlaßt, ihm wohl gern jenes Verlagsrecht jetzt auf immer gegen ein angemessenes Honorar, darbieten lassen, da ich zum Schreiben bei meiner hartnäckigen Krankheit unfähig bin. Mit einer an das Unglaubliche grenzenden Anstrengung habe ich diese Zeilen dem Papier gegeben, obgleich ich gegenwärtig vom Krampf noch ganz befreit bin.

Detmold, am 2. Dec. 1846.

L Grabbe.

Der Entwurf der Antwort, die Oltendorf in der Frau Auditeurin Namen dem Buchhändler Fleischer erteilte, ist gleichfalls erhalten. Er ist von Louisens Hand, weist aber Korrekturen und Zusätze von einer fremden, offenbar derjenigen Oltendorfs, auf und lautet folgendermaßen:

.....
Nach dem Anrathe ihrer Gönner beabsichtigte nämlich bisher die pp. das Verlagsrecht der sämtlichen Werke ihres sel. Mannes in Betreff einer zu veranstaltenden Gesamtausgabe gegen ein angemessenes Honorar auf immer zu verkaufen u. dem Käufer zu überlassen, sich mit Herrn Kettembeil, Innhaber der Hermannschen Buchhandlung zu Frankfurt a M, so wie mit Hrn. Schreiner zu Düsseldorf, den beiden ersten Verlegern, abzufinden.

Nach dem Interesse, was Ew. Wohlge. an ihrem sel. Manne zu nehmen scheinen, würde es ihr sehr angenehm seyn, wenn sich in Ihnen der Käufer gefunden, den sie erst durch ihre Gönner in Dresden zu finden gehofft, indem sie im abgewichenen

Sommer intendirt hatte, diese zu besuchen: aber ihre bereits schon mit dem Julius ausgebrochne Krankheit lies sie ihren Plan nicht ausführen.

Nach den zwischen Hrn. Schreiner und wailand Auditeur Grabbe abgeschlossenen Verlagscontracten kann nun die p., die ihrem Manne große Opfer bringen müssen, in einen neuen Abdruck der betreffenden Werke nicht eher einwilligen, bis sie zuvor in Folge getroffener Uebereinkunft das Verlagsrecht auf immer abtreten, und demnach muß sie nun auch dem gegenwärtigen Vorhaben von Ew. Wohlgeboren widersprechen, so leid es ihr auch thut.

Die G. sieht Ew. Wohlgeboren weiterer gefälliger Erklärung entgegen, und wird sie sich sehr gern selbst mit Ihnen in Correspondenz setzen, wenn sie einigermaßen genesen.¹²⁾ Ihre schmerzhaft, langwierige Krankheit ist nicht lebensgefährlich; sie leidet an Colic-Krämpfen, die vom Magenkrampf entstanden sind.¹³⁾

Hrn. Kettembeils Briefe an ihren sel. Mann sind in ihren Händen, auch ist ihr das zwischen beiden bestandne Verhältniß auf das genaueste bekannt, was ich nachrichtlich zur gef. Notiz bemerke . . . Detm d. 9. Decbr. 46.¹⁴⁾

Darauf ging beim Stadtschreiber Oldendorf folgende Antwort aus Leipzig ein:

Ew Wohlgeboren geehrte Zuschrift vom 9 d M, welche Sie die Güte hatten im Interesse der Frau Auditeur Grabbe an mich zu richten, habe ich empfangen, und erlaube mir die Antwort darauf ebenfalls an Sie mit der Bitte

zu adressiren, dieselbe an Frau Grabbe gelangen zu lassen, den Inhalt mit derselben zu besprechen, und mir das Resultat geneigtest bald bekannt zu machen.

Es scheint, daß Frau Grabbe mein Schreiben vom 28 v M gänzlich mißverstanden hat. Ich habe nicht daran gedacht, von den Schriften ihres Her[r]n Gemahls eine neue Auflage machen zu wollen, so wenig wie ich daran denke, eine Gesamtauflage aller Werke zu übernehmen, sondern der Zweck des Schreibens war lediglich der, Frau Grabbe zuvor davon zu unterrichten, daß ich beabsichtige, die durch den Schreinerschen Ankauf erworbenen 4 Grabbeschen Schriften, zu einem sehr herabgesetzten Preise unter einem Collectivtitel nochmals im Publicum bekannt zu machen — etwas das mir, so lange mein Vorrath reicht, ohne alle Frage zusteht. Die ganze Handlung war nichts als ein Act der Courtoisie, damit Frau Grabbe nicht ununterrichtet blieb.

Früher hatte ich schon einmal Herrn Kettembeil in Frankfurt den Antrag gemacht, diese 4 Schriften, weil er die übrigen verlegt habe, zu aquiriren, allein er hatte ihn, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Grabbeschen Schriften überhaupt nur noch sehr wenig Abgang finden, abgelehnt.

Die dermaligen Vorräthe bei mir bestehen noch:

in circa 770. Aschenbrödel
720 Hannibal
630 Hermannsschlacht
840 Theater zu Düsseldorf,

und dürfte der Gedanke, daß dieselben im Buchhandel sich völlig ausverkaufen könnten, nach dem bisherigen Absatze beurtheilt, wohl ein sehr kühner genannt werden. Daß vielleicht eine Anzahl, etwa 150—200, davon durch den von mir beabsichtigten Plan einen schnellen Abgang

¹²⁾ Dahinter von fremder Hand eingeschaltet: „was nach der Versicherung ihres Arztes recht bald zu erwarten steht“.

¹³⁾ Der Satz mit der Angabe der Krankheit ist gestrichen.

¹⁴⁾ Am Anfang des Entwurfs steht am Rande von Louisens Hand: „Abgesendet am 10 Dec. 1846.“

finden könnten, hoffe ich, denn sonst würde ich es gar nicht beginnen, allein ob der Absatz jemals sich auf solche Ziffern, wie die eben angegebenen erheben wird, dieß habe ich wenigstens gerechte Ursache zu bezweifeln.

Demungeachtet bin ich aber nicht abgeneigt, sämtliche 4 Artikel an Frau p Grabbe zu verkaufen, wenn sie damit sich vielleicht den Weg zur Herstellung einer neuen Gesamtausgabe anbahnen will.

Der Ladenprei für sämtliche Vorräthe der 4 Artikel dürfte sich auf circa 2700 rthlr belaufen. Will Frau p Grabbe den 10ten Theil dieses Betrages also 270 Thaler baar dafür geben, so bin ich bereit, ihr das Ganze nebst allen etwaigen Rechten u. Ansprüchen zu überlassen, und verspreche alles was vorhanden ist, auf das Gewissenhafteste abzuliefern.

Diese Erklärung müßte ich aber jedenfalls binnen heute und einem Monat, nebst dem Betrage erhalten, weil ich sonst meinen Plan, die Sachen zu erniedrigten Preisen zu verkaufen, in Ausführung bringen, und dann ferner nicht auf meinen vorgedachten Antrag eingehen werde.

In Erwartung Ihrer gefälligen Antwort habe ich die Ehre zu sein

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Friedrich Fleischer
Stadtrath

Oltendorfs Antwort lautet nach der von Louise Grabbe genommenen Abschrift:

Detmold, den 12. Januar 1847.

Hochgeehrtester Herr Stadtrath!

Namens der Fr. A[uditeurin] G[rabbe], die erkrankt, erlaube ich mir die Mittheilung, daß es ihr angenehm ist, wenn Ew. Wohlgeboren die alten, bis jetzt noch nicht

abgesetzten Exemplare der Aschenbrödel, des Hannibal und der Hermannsschlacht mit einem neuen Titel versehen, so zum raschern Absatz befördern können, wie Sie das von einem solchen hoffen.

Ein neuer Abdruck dagegen würde jetzt ganz gegen ihr Interesse seyn, da sie beabsichtigt, das Verlagsrecht auf immer zu verkaufen.

Nun hat sich gerade heute ein Käufer gemeldet, nämlich ein Buchhändler aus Berlin, der allhier einen Vetter hat, der mit dem Antrag erschienen. Und diesem sind nun Ew. Wohlgeb. Schreiben zur Ansicht vorgelegt worden.

Ew. Wohlgeboren werden demnach freundlichst gebeten, mit dem vorhabenden Titel noch um eine Woche länger Anstand zu nehmen, wenn dies ohne Ihren Nachtheil geschehen kann, da es immer noch möglich wäre, daß der Berliner Buchhändler sich noch in diesen Tagen an Ew. Wohlgeboren wendete.

Hochachtungsvoll u. ergebenst

B. O.

Damit war auch dieser Briefwechsel zu Ende und alle Mühe, eine Gesamtausgabe von Grabbes Werken zustande zu bringen, vergeblich gewesen. Als im September des folgenden Jahres Louise Grabbe ihren letzten Willen aufsetzte, da bestimmte sie Bernhard, den dritten Sohn des General-superintendenten Althaus, zum Erben des Verlagsrechtes der Werke ihres Mannes.¹⁵⁾ Eine praktische Bedeutung wird dieses Vermächtnis kaum gehabt haben, da ja der Autor ein für allemal abgefunden, er oder sein Rechtsnachfolger also am Absatz des einzelnen Exemplars finanziell nicht mehr

¹⁵⁾ Louisens Testament ist vom Amtsgerichtsrat Eduard Boeckers in Detmold in Nr. 5 der „Vaterländischen Blätter“ vom 7. März 1924 veröffentlicht worden.



Grabbes Grab
auf dem Friedhof an der Weinbergstraße in Detmold

interessiert war, endlich auch die einzige Bedingung, die den Verleger zu einer nochmaligen Zahlung hätte veranlassen müssen, nämlich die des Verkaufs der gesamten Auflage der „Hermannsschlacht“, in einer Zeit, da Grabbe einer zunehmenden Vergessenheit anheimfiel, sicherlich nicht erfüllt worden ist.

Übrigens scheint auch Friedrich Fleischers Plan unausgeführt geblieben zu sein. Nirgends ist ein Exemplar der vier bei Schreiner verlegten Werke mit dem Kollektivtitel bekannt geworden, nirgends eine Buchhändleranzeige davon zu finden. Unbekannt ist, was die Ausführung verhindert hat, unbekannt auch, was aus den großen Restbeständen der vier Drucke ge-

worden ist. Wenn alle diese hunderte von Exemplaren damals erhalten geblieben und, wie so manche andere Erstausgabe der deutschen Literatur, im Lager des Verlegers in die Zeit aufkommender sammlerischer und bibliophiler Neigungen hinübergerettet worden wären, dann müßte sich dieses durch die Häufigkeit verraten, mit der sie auf dem Markte erscheinen. Aus dem Umstande, daß sie im Gegenteil dort, zumal im Originalzustande, nur äußerst selten vorkommen, muß also geschlossen werden, daß sie schließlich doch noch jenem „unerbittlichen Maculatur-Tode“ zum Opfer gefallen sind, vor dem Friedrich Fleischer sie hatte bewahren wollen.

✱

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e.V.

Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ und mit ihm die Düsseldorfer Altstadt beging am 21. Juni eine denkwürdige Feierstunde. Bei strahlendem Sonnenschein und unter zahlreicher Beteiligung weihte der Heimatverein das Graf-Spee-Ehrenmal am Speeschen Schlosse in der Bäckerstraße. Mit der Ehrung des ruhmreichen Mitgliedes eines Geschlechtes, das mit der Stadt Düsseldorf durch Jahrhunderte eng verbunden ist, stattete der Verein eine Dankespflicht ab und bewies zugleich mit dieser Tat echte Heimatverbundenheit und Bürgersinn.

Gegen 11 Uhr formierte sich in den fahnen geschmückten Straßen der Altstadt ein großer Festzug, in dem sich durch die überaus große Teilnahme zahlreicher Organisationen und Verbände das Interesse für dieses, über den Rahmen des

Vereins hinaus zugleich vaterstädtische Ereignis ausdrückte. An der Spitze des Zuges marschierte mit klingendem Spiel der Spielmannszug der SA.-Reiterstandarte. Zahlreichen Mitgliedern des NS.-Marinebundes folgten eine Ehrengelogschaft der Marine-HJ. und der Marine-SA. Über 100 Fahnenabordnungen der Schützenvereine bekundeten die Verbundenheit der Bürgerschaft mit dem Seehelden. Die Ehrengäste mit den „Düsseldorfer Jonges“ beschlossen den imposanten Festzug.

Am Speeschen Hause in der Bäckerstraße hatte das Musikkorps des Infanterie-Regiments 77 unter Leitung des Musikmeister Jensen Aufstellung genommen. Die gräfliche Familie Spee war durch die einzige überlebende Tochter des Admirals, Gräfin Huberta Spee, und

den Grafen Generalmajor Heribert Spee vertreten. Unter den Ehrengästen bemerkte man weiter den Protektor des Ehrenmals, Gauleiter-Stellvertreter Kapitänleutnant a. D. Overhues, als Vertreter der Wehrmacht Oberstleutnant Heintzschmann, sowie Generalmajor der Landespolizei a. D. Stieler von Heydekamp, Führer des Landesverbandes Niederrhein des Reichsverbandes deutscher Offiziere, General a. D. Noack, Leiter der Landesgruppe des Soldatenbundes, als Vertreter der Stadt Düsseldorf Stadtrat Dr. Brückmann, sowie zahlreiche Vertreter anderer Behörden und Verbände. Nach einem kernigen Vorspruch, vorgetragen von einem Mitglied der Marine-HJ., hielt Vizeadmiral a. D. Wedding die Weiherede.

Er betonte, daß die „Düsseldorfer Jonges“ sich zum Ziele gesetzt hätten, die Treue und Liebe zur Heimat und ihren großen Männern nicht nur zu wecken und zu fördern, sondern auch zu verkörpern. In dieser Gesinnung hätten sie das Ehrenmal, das nunmehr enthüllt werden sollte, geschaffen, als ehernes Ruhmeszeichen für den deutschen Seehelden von Coronel und Falkland, den Admiral Grafen Maximilian Spee, seine beiden Söhne und die 2000 Kameraden, die vereint in den Heldentod gingen. Noch einmal erinnerte Vizeadmiral Wedding an die unsterblichen Taten des Führers des deutschen Kreuzergeschwaders Graf Spee in allen Meeren, losgelöst von der Heimat, in selbstverständlicher Pflichterfüllung für Volk und Vaterland. Monatelang habe das von einer überwältigenden feindlichen Übermacht gehetzte deutsche Geschwader sich tapfer geschlagen und den Engländern große Verluste beigebracht. Mit wehender Fahne sei das zerschlagene und zertrümmerte Flaggschiff des Admirals, „Scharnhorst“, am 8. Dezember 1914 untergegangen. Er sei mit seiner heldenhaften Besatzung den Seemannstod gestorben, getreu dem Fahneneid über den Tod hinaus. Als nach Monaten die Leiche eines deutschen Matrosen auf einer Kartusche, die die Flagge der „Scharnhorst“ barg, in Argentinien an Land gespült sei, habe sich noch einmal der Geist des Admirals und seiner heldenhaften Besatzung aller Welt geoffenbart.

Wir senken unser Haupt, so beendete Vizeadmiral Wedding seine Weiherede, vor soviel Edelmut, Kameradschaft und Treue, und mit dem Grafen Spee ehren wir die zwei Millionen deut-

schen Toten im Weltkrieg und die Soldaten des Nachkrieges, die für Adolf Hitler und Deutschlands Wiedergeburt fielen.

Nachdem das Regimentsmusikkorps das Lied vom guten Kameraden erklingen ließ, enthüllte Vizeadmiral Wedding das Ehrenmal mit dem Spruch: „Sieg oder Unsieg steht in Gottes Hand, der Ehre selber sind wir Herr und König“.

Begeistert stimmte die Festversammlung auf das Sieg Heil auf Führer und Vaterland ein. Die Lieder der Deutschen erklangen.

Nach einer Kranzniederlegung durch eine Abordnung des Flottenbundes deutscher Frauen betonte der Vereinsführer der „Düsseldorfer Jonges“, Willi Weidenhaupt, in seiner Ansprache, daß der Heimatverein bewußt den Vortag des 75. Geburtstag des Seehelden zum Tag der Ehrung gewählt habe. Die „Düsseldorfer Jonges“ hätten sich hierbei von dem Ausdruck der Liebe und der Verbundenheit für das in der Heimat verwurzelte Geschlecht derer von Spee leiten lassen, daß Ehrenmal gebe Zeugnis von unvergänglichen Taten im Glauben an Deutschland. Nach einem Dank an Partei, Stadt und Wehrmacht sowie an alle, die zum Gelingen der Feierstunde beigetragen haben, wandte sich Vereinsführer Weidenhaupt an den Grafen Heribert Spee mit der Bitte, das Ehrenmal für alle Zeiten in die Obhut der Familie Spee zu nehmen.

Graf Heribert Spee stattete in einer kurzen Rede den Dank seines Hauses an den Heimatverein ab. Er wies darauf hin, daß der deutsche Adler des Ehrenmals, dem so viele Mitglieder des Hauses Spee gedient hätten und noch dienen, ein besonders glückliches Symbol sei. Nachdem der Führer des wiedererstarkten Deutschlands Adolf Hitler das Flaggschiff der 1. Panzerdivision zum ewigen Gedächtnis auf den Namen „Graf Spee“ getauft habe, sei das Düsseldorfer Ehrenmal ein Zeugnis des Dankes der Heimat. Mit dem Versprechen, das Ehrenmal stets in hohen Ehren zu halten, nahm Graf Heribert Spee das Denkmal mit tiefgefühltem Dank in den Schutz der Familie der Grafen Spee.

In einer Nachfeier im Vereinsheim der „Düsseldorfer Jonges“, der Brauerei Schlösser, überreichte der 2. Vorsitzende Dr. med. Willi Kauhäusen dem Schöpfer des Ehrenmals Bildhauer Willy Hoselmann die goldene Ehrennadel des Vereins. Er gedachte dabei gleichzeitig mit Worten des Dankes des Gießermeisters



Albert Bayer

Schützenkönig 1936/37 der „Düsseldorfer Jonges“

Krüger, dem der Guß wohlgelungen sei. Weiterhin brachte Stadtrat Dr. Brückmann den Dank und die Anerkennung der Stadtverwaltung für die Tat der „Düsseldorfer Jonges“ zum Ausdruck. Die „Düsseldorfer Jonges“ aber können mit Stolz und Befriedigung auf den Tag der Ehrenmalweihe als einen Tag echten vaterländischen Geistes und heimatliebenden Bürgersinns zurückblicken.

*

In Flingern feierte der Heimatverein am 30. Juni sein diesjähriges Schützenfest. Dr. med. Willi Kauhausen, unser 2. Vorsitzender, empfing die Heimatgetreuen mit einer herzlich gehaltenen Ansprache. Dann ging es zum Schützenstand. Schützenkönig wurde unser verdienter Schatzmeister Albert Bayer. Es lebe der König! Klotzkönig wurde Peter Glasmacher. Den Kopf schoß Max Flügge, den rechten Flügel Th. Harkenbusch, den linken Flügel Alfred Stump und den Schwanz Fritz Orths. Bei der Königsfeier im Vereinsheim wurde Albert Bayer würdig geehrt.

Veranstaltungen der „Düsseldorfer Jonges“ e. V. im Monat September 1936

Dienstag, den 1. Sept.: Monatsversammlung im Vereinsheim.

Dienstag, den 8. Sept.: **Grabbe-Gedächtnisfeier**

aus Anlaß der Wiederkehr seines 100. Todestages.

Die Gedächtnisrede hält Schriftsteller H. H. Nicolini. (Vereinsheim.)
Zu dieser großen Veranstaltung sind unsere Damen herzlichst eingeladen.

Dienstag, den 15. Sept.: „Unsere Vorfahren am Niederrhein“ (2. Teil). Es spricht Studienrat Gather. (Vereinsheim)

Dienstag, den 22. Sept.: „Ein Zug durch die Altstadt“ in Wort und Lied. (Vereinsheim.)

Mittwoch, den 23. Sept.: Einweihung des Düsselgedenksteines an der Quelle der Düssel durch die „Düsseldorfer Jonges“. Siehe besondere Einladung.

Dienstag, den 29. Sept.: „Heitere rheinische Sagen und Geschichten“ erzählt und gesungen. (Vereinsheim.)

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“ e. V. Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Geschäftsstelle des Vereins: Düsseldorf, Graf-Adolf-Straße 43, Fernruf 29051; der Schriftleitung: Düsseldorf, Humboldtstr. 105. Erscheint monatlich einmal. M. A. IV/35 3300 Stck. C¹ltig ist Preisliste Nr. 1 vom 1. Januar 1934. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann.